

DUAL

live

DAS MEDIUM DER FRIEDRICH DESSAUER SCHULE

Das Wissen des Meisters



Die Nocken vom Kokosnuss-Yuzu-Eis, die sein Chef Alexander Hohlwein (links) absticht, sehen gelungener aus als seine, ärgert sich Silviu Chebac. Er lernt Koch in einem Sternerestaurant – und die abendliche Arbeit unmittelbar an der Seite seines Lehrherren ist

vielleicht eine besonders typische Form der dualen Ausbildung: das Wissen des Meisters kennenlernen und möglichst mitnehmen.

SEITEN 4 & 5

WESENTLICHE ÄNDERUNG



Auf Julia Dolls Berufsweg gab es am Ende eines sogar bereits abgeschlossenen dualen Studiums eine wesentliche Änderung: Sie gab das Berufsziel Kreisinspektorin auf und kam als Lehrerin zur Friedrich-Dessauer-Schule.

SEITE 3

WESENTLICHE NEUERUNG



Floriane Höhler lädt mit ihrem Kollegen Leon Seiwert Balken auf. In ihrem 200 Jahre alten Traditionsbetrieb ist ihre Lehre eine wesentliche Neuerung: Sie ist dort die erste Frau auf dem Weg zum „Zimmermann“.

SEITE 9

WESENTLICHE ANSÄTZE



Was tun bei einer möglichen Undichtigkeit im Kühlkreislauf eines GTI-Motors? FDS-Lehrer Markus Herbert (rechts) geht mit den Schülern, die Kfz-Mechatroniker werden wollen, mehrere wesentliche Ansätze durch.

SEITEN 12 & 13

Geschafft: Fachwerk winterfest

„WE AHR DESSAUER“ STOPPT VERFALL DES ALTEN FLUTHAUSES AN DER AHR

Zeit für eine kurze Pause und Stärkung. Es gibt Brötchen mit dicken Fleischwurstscheiben darauf, Kaffee aus einer Pumpkanne; alles steht in einer Schubkarre, drumherum steht die Helferschar: Recher Bürger dekorieren ihren 2021 so schwer vom Ahr-Hochwasser heimgesuchten Ort möglichst adventlich. Eine Woche später wird ihr „Lucia-Markt“ stattfinden, neben dem alljährlichen Winterfest das Highlight im Weindorf.

Dort, wo gerade ein besonders großer Weihnachtsbaum

geschmückt wird, befand sich vormals ein Teil jener 13 Häuser, die in der Flutnacht unmittelbar fortgerissen wurden (17 weitere Wohnhäuser und sechs Funktionsgebäude waren durch Beschädigungen nicht mehr standsicher und sind nachfolgend abgetragen worden). Ein ebenfalls betroffenes Fachwerkhaus anno 1834, das wenige Meter weiter am Ufer der Ahr und heute in erster Reihe steht, konnte gerettet werden und wird wieder aufgebaut – mit Hilfe der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS). Die hatte unter dem Motto „WE

AHR DESSAUER“ seit dem Spätsommer das Ziel verfolgt, seine Außenwände wieder aufzurichten und vor dem Winter wetterfest zu machen („Dual-Live“ berichtete).

„Wir brauchen halt einfach einen Ort, an dem man sich versammeln kann“, sagt Annabell Stodden. Sie ist Vorsitzende des Heimat- und Verkehrsvereins in Rech und erinnert daran, dass es mit Landfrauen, Damenriege, Freiwilliger Feuerwehr, Junggesellen- und Eifelverein, „Rech gemütlich“ sowie Jugend- und Kindertreff trotz der kleinen Bevölkerungszahl im 500-Einwohner-Ort eine Reihe Gruppen gebe, die dem Tag entgegenfierten, ab dem das sanierte Fachwerkhaus seine Bestimmung als neues Dorfgemeinschaftshaus haben wird.

Zwei zunächst vom „Arbeiter-Samariter-Bund“ aufgestellte Container auf einem behelfsmäßig geschaffenen Schotterplatz gehören mittlerweile der Ortsgemeinde, erklärt deren Bürgermeister Thomas Hostert, und dienen solange als Quartier für alle Aktiven. Wenn das Gemeinschaftshaus fertig sein wird, soll es

fünf Millimeter dicker Kalk-Vorspritzmörtel aufgetragen worden. „Später kommt ein Kalkputz darauf. Und dann hat man dieses ideale Zusammen-

permanent durchfeuchtete Wand riskiert; insbesondere dort, wo prasselnder Regen vom Boden hoch an die Fassade spritzt. Wird es dann noch

tergrund setzten er und die Vereinsvorsitzende Annabell Stodden große Hoffnungen ins Dorfgemeinschaftshaus: Wenn es erst in Betrieb sein werde,



Eine Stärkung beim Schmücken des Ortes. Heute ist hier viel Platz für den großen Weihnachtsbaum. Bis zur Flutnacht vor viereinhalb Jahren standen an dieser Stelle in Rech mehrere Häuser... Nun darf in dieser Zone nie mehr gebaut werden. Jahreszeitliche Deko am Ufer, aber auch ein Zeichen des gemeinsamen Tuns.

EDITORIAL

VIelfalt und Stärke



Wer sich heute für eine Ausbildung im Handwerk, in der Gastronomie, in der Pflege, der Verwaltung, in der Mobilitätsbranche oder der Industrie entscheidet, wählt bewusst einen Beruf mit Verantwortung und echten Zukunftschancen! In dieser dritten Ausgabe von „DualLive“ zeigt die Redaktion, wie beeindruckend junge Menschen diesen Weg gehen – und wie stark das duale System unsere Region prägt.

Da sind Auszubildende des Zimmererhandwerks (Seite 9), die Häuser aus Holz bauen, Dächer errichten und damit Lebensräume für Generationen schaffen. Sie verbinden traditionelle Handwerkskunst mit modernen Techniken und leisten so einen wichtigen Beitrag zu nachhaltigem Bauen und Klimaschutz. Ebenso begleiten wir einen angehenden Koch, der seine Ausbildung in einer Sternküche absolviert (siehe Seiten 4 & 5). Sie lernen zwei Auszubildende zu Kfz-Mechanikern kennen, die an modernen Fahrzeugen arbeiten und täglich zeigen, wie spannend die Verbindung von Mechanik, Elektronik und Digitalisierung ist (siehe Seiten 12 & 13).

Besonders freut es uns, dass Ihnen in dieser Ausgabe auch ehemalige Auszubildende aus der Pflege vorgestellt werden können (ab Seite 15), die von ihrem Weg in einen anspruchsvollen und zugleich sinnstiftenden Beruf berichten. Ihre Werdegänge machen deutlich, wie sehr die Arbeit mit Menschen fachliche Kompetenz, Empathie und Belastbarkeit erfordert.

Der berufliche Weg der Fachdienstleiterin des Hochbauamtes der Stadt Weilburg, die einst an der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) ihre Fachhochschulreife erworben hat, dokumentiert (auf Seite 8), wie aus einem Abschluss an unserer Schule eine Karriere in der kommunalen Verwaltung wachsen kann – mit Entscheidungen, die das Stadtbild prägen und Infrastruktur für die Menschen sichern.

Eine besondere Verbindung zur FDS verdeutlicht das Porträt von Julia Doll (siehe Seite 3), die an unserer Schule Politik und Wirtschaft unterrichtet und junge Menschen für demokratische Teilhabe, wirtschaftliche Zusammenhänge und verantwortungsbewusstes Handeln sensibilisiert.

Wir dürfen in dieser Ausgabe ebenso in die Firma August Strecker schauen – ein international tätiges mittelständisches Unternehmen im Maschinenbau mit Sitz in Limburg. Das Interview mit dem geschäftsführenden Gesellschafter beleuchtet, wie moderne Industrieausbildung zwischen Hightech-Anlagen, internationaler Kundschaft und regionaler Verwurzelung ganz konkret aussieht und dass die duale Ausbildung auch in dieser Struktur ein funktionierender Zugang für junge Menschen zu einer Karriere ist (Seite 11).

Auf der jüngsten Bildungsmesse des Hessencampus haben sich zahlreiche Schüler über Ausbildungs- und Studienwege informiert und sind direkt mit Betrieben sowie Bildungspartnern ins Gespräch gekommen (siehe Seite 16). Solche Messen machen deutlich, wie wichtig persönliche Begegnungen für eine gute Berufsorientierung sind. Publikums-magnet war allerdings „Kai-Uwe“...

Ein weiterer Bericht auf dieser Seite führt in das Ahrtal, wo Schüler der FDS im Rahmen eines Projekts an der Renovierung eines vom Hochwasser schwer beschädigten Hauses mitarbeiten. Dort wird erfahrbar, wie fachliches Können, Solidarität und praktische Hilfe zusammenkommen und berufliche Bildung ganz konkret zum Wiederaufbau beitragen kann.

Mit all diesen Einblicken möchte „DualLive“ die Vielfalt und Stärke der dualen Ausbildung sichtbar machen – vom Holzbau über Spitzenküche und Werkstatt bis hin zur Pflege, zum Straßenbau, zur kommunalen Verwaltung, zur Bildungsmesse, zum Engagement im Ahrtal und zur industriellen Fertigung bei einem global aktiven Unternehmen vor Ort.

Viel Freude beim Lesen dieser Ausgabe wünscht Ihnen

Oliver Koch
(Abteilungsleiter duales System)



Rech hat eine Aufbaupartnerschaft mit dem Landkreis Limburg-Weilburg. Der Kreis half dem kleinen Winzerdorf, das Haus (links) als Eigentum der Gemeinde zu erwerben. Das Wasser hat auch dieses Gebäude schwer beschädigt, die FDS hilft beim Wiederaufbau.

diesen Behelf ablösen.

„Auf jeden Fall! Wir freuen uns schon alle sehr, wenn das neue Dorfgemeinschaftshaus fertig ist“, betont Stodden abermals, „darauf, dass es ein schöner Ort wird, auch relativ nah an der Ahr, wo wir den Blick auf den Ort und den Herrenberg haben, unsere Spitzengelage. Und einfach wieder mehr als Gemeinschaft zusammenkommen – und das in einer schönen Umgebung, die ein bisschen wohnlich ist; und einladend.“

Nein, „wohnlich“ ist nicht der erste Begriff, der einem einfällt, wenn man in den beiden Containern sitzt. Wenn 30 Stühle darin aufgestellt sind, ist hier „voll“. „Auch die Akustik ist schwierig“, so die Vereinsvorsitzende. Sie war Ahr-Gebietsweinkönigin 2024/25, ist also das Sprechen inmitten von Gruppen gewöhnt. „Keine Tapete an den Wänden, keine Schalldämmung, die Kälte kommt recht schnell rein.“

Genau um das ungute Zusammenspiel von Kälte und Feuchtigkeit beziehungsweise Vorkehrungen dagegen ist es den Helfern der FDS zuletzt bei ihrer Arbeit am Fachwerkhaus gegangen. Sie hatten zunächst die alten Holzbalken ertüchtigt und wo nötig ersetzt, die Gefache wieder aufgemauert – stil-echt, mit Lehm.

Um ausgebessertes Fachwerk wie den neuen Lehmputz und ebenfalls verwendete Lehmziegel vor winterlichen Witterungseinflüssen zu schützen, ist nunmehr ein drei bis

spiel zwischen Eiche, Lehm und Kalk“, erläutert Schulleiter Stefan Laux, während er noch letzte Restarbeiten mit dem Vorspritzmörtel erledigt, damit die Wände vorm „Lucia-Markt“ dicht sind. Dieses Zusammenspiel Sorge dafür, dass der Balken, das Holz eigentlich immer trocken ist. „Denn Lehm und Kalk nehmen sehr gerne



Zäh liegt der Nebel über Rech (hinten), vom Nachbarort Dernau aus gesehen. Die feuchte Witterung darf nicht ins ertüchtigte Mauerwerk ziehen.

Feuchtigkeit auf – das Holz hat dann gar keine Chance, wieder nass zu werden. Unter normalen Umständen – bei einer Flut sieht es natürlich anders aus – saugen Lehm und Kalk alles an Feuchtigkeit auf, was im Holz ist und geben es wieder an die Umgebungsluft ab.“

Wäre speziell die Giebel-seite, die seit der Flut ungeschützt ist, nachdem vormals vorgelagerte Gebäude fort sind, nicht mit dem Kalk bedeckt worden, hätte man rasch eine

kalt, friert das Mauerwerk, das FDS-Schüler und -Lehrer ertüchtigt haben, direkt wieder kaputt.

Der Nebel über Rech und dem Ahrtal steigt an diesem

würden die Menschen verstärkt zusammenfinden und dort häufiger mehr Dinge gemeinsam erleben und unternehmen. So wie beim Adventsschmücken bei Fleischwurstbrötchen. Die FDS hat an der Giebelseite des Fachwerkhauses eine Lichter-



Schulleiter Stefan Laux erledigt Restarbeiten. Deutlich ist zu erkennen, wie sich der Vorspritzmörtel über die Lehmziegel legt.

kette aufgehängt. Im Dunkeln leuchtet sie in Form eines großen Weihnachtsbaums. Thomas Hostert berichtet, dass diese Deko schon nach wenigen Tagen keiner mehr missen möchte, sie dauerhafter Bestandteil des kollektiven Adventsschmucks werden soll.



Der Lichterketten-Baum am Fachwerkhaus. Foto: Laux

Englisch, Wirtschaft – Gardetanz

JULIA DOLL ZEIGT ENGAGEMENT VOR DER KLASSE UND IM VEREINSLEBEN

Spricht Julia Doll über diesen einen, ganz besonderen Raum, strahlen ihre Augen. „Hier finden zwei Prunksitzungen, Kinderkarneval und der Altweiberball statt!“, sagt sie begeistert und deutet in den derzeit noch verwaisten Saalbau, der sich an die „Gaststätte Doll – Daniel’s“ in Pottum anschließt. Das Dorf in der Verbandsgemeinde Westerburg (Westerwaldkreis) hat zwar nur 1.150 Einwohner, doch im Karneval, wenn dort die Narren los sind und wieder und wieder „Podem Helaul!“ ertönt, ist es groß. „Ich tanze Gardetanz, seit ich fünf Jahre alt bin“, schildert Doll und spricht dabei über eine ihrer liebsten Freizeitbeschäftigungen.

Das „Daniel’s“ wird von den Schwiegereltern Julia Dolls betrieben und gilt als die letzte Kneipe Pottums. Doll hat einen kurzen Weg hierhin, lebt die gebürtig aus dem benachbarten Rennerod Stammende doch gleich gegenüber. Beruflich hat die lebenslustige Westerwälderin hingegen in Limburg an der Lahn zu tun: In der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) unterrichtet sie derzeit rund 100 Schüler in verschiedenen Schulformen, ist Klassenlehrerin einer Fachoberschulklasse. „Das ist eine Riesens-Herausforderung. Aber ich glaube, dass man mit der Erfahrung immer besser wird“, beurteilt die sympathische Englisch- und Wirtschaftslehrerin ihr Pensum.

Zu ihrem Beruf kam Doll erst über Umwege. Nach dem Abitur zog es die Reiselustige zunächst in die Welt hinaus. Als Au-pair ging sie für ein Jahr in den US-Bundesstaat Virginia, kümmerte sich um drei Kinder im Alter von ein bis fünf Jahren. Das Leben und die Arbeit in einem fremden Land, der

Au-pair in den USA

Alltag mit der Gastfamilie, Heimweh... Doch sie habe viel gelernt, erinnert sich die 31-Jährige: „Das war für mich eine super tolle Erfahrung. Ich bin in dem Jahr so über mich hinausgewachsen, habe Herausforderungen meistern müssen. Das hat mich wirklich geprägt.“

Nach dem Abenteuer in Übersee nahm die Zurückgekehrte ein duales Studium bei der Kreisverwaltung in Montabaur auf, mit dem Ziel, Kreisinspektorin zu werden. Doch wirklich zufrieden war sie nicht. Bereits nach der Hälfte des Studiums habe sie die Entscheidung in Zweifel gezogen.

IMPRESSUM

Reichweite:
230.000 Leser

Verlag:
Verlag für Anzeigenblätter GmbH,
Mittelrheinstraße 2-4, 56072 Koblenz,
02 61/92 81-0, info@der-lokalanzeiger.de

Redaktion:
UPRESS UG (haftungsbeschränkt),
Soesttor 12, 59555 Lippstadt,
02 91/95 89-1 11, hallo@upress.info

Chefredakteur:
Uwe Schmalenbach

Druck:
rz-Druckhaus, Koblenz

Herausgegeben für:
Friedrich-Dessauer-Schule,
Blumenröder Straße 49,
65549 Limburg, 0 64 31/40 92-0,
dual.live@fds-limburg.schule
www.fds-limburg.de



An der FDS und mit ihrer Arbeit dort fühlt sich die Westerwälderin überaus wohl: „Ich freue mich, wenn nach dem Unterricht jemand zu mir kommt und sagt: ‚Frau Doll, mir hat es heute Spaß gemacht.‘“ Solche „Kleinigkeiten“ feiere sie immer. Fotos (2): Schmalenbach

Zwar sei der Kontakt zu Kollegen und Kommilitonen positiv gewesen. „Aber ich habe mich mit der Arbeit an sich und dem, was ich lernen musste, schwer getan. Und es hat mich so gar nicht erfüllt.“ Ein Wendepunkt für Julia Doll. „Ich wusste ganz sicher, dass ich diesen Job keine 40 Jahre machen werde.“

Eine Alternative war jedoch gefunden, als sie sich zunehmend an ihren einstigen Jugendtraum erinnerte: „Da habe ich dann gemerkt: Du wolltest doch mal Lehrerin werden, warum bist du denn von dem Weg abgekommen?“ Für einen Abbruch des Studiums entschied sie sich dennoch nicht. „Ich war schon so weit gekommen, dass ich mir sagte: ‚Ok, Jule, Aufgeben ist keine Option für dich. Du ziehst das jetzt durch. Wer weiß, wofür es hinterher gut ist‘“, beschreibt die Westerwälderin ihre damaligen Gedanken. „Ich wusste: Egal, was kommt, ich habe hier etwas abgeschlossen. Deshalb wollte ich das duale Studium unbedingt fertig machen.“ 2017 beendete sie dieses erfolgreich. Als sie der Personalleitung der Kreisverwaltung mitteilte, dass sie sich gegen eine dortige Karriere und für eine Laufbahn als Lehrerin entschieden hatte, sei ihr viel Verständnis entgegengebracht worden, erinnert sich Julia Doll. Dafür sei sie sehr dankbar gewesen.

Und so nahm sie noch im selben Jahr ein Lehramtsstudium in Siegen auf, wo sie neben Englisch und Wirtschaft auch Bildungswissenschaften studierte. In dieser Zeit konnte sie bereits erste Erfahrungen sammeln: Um sich die Ausbildung zu finanzieren, bewarb sie sich als PES-Kraft (Personalmanagement im Rahmen erweiterter Selbstständigkeit von Schulen). So durfte sie als Vertretungslehrerin von 2021 bis 2022 in einer Förderschule in Westerburg unterrichten und viele Eindrücke gewinnen, noch bevor das Referendariat startete.

Der Nebenjob habe sie gut vorbereitet, nickt Doll, sei allerdings neben dem Unistress auch eine Belastungsprobe gewesen: „Das war schon hart, da muss man wirklich Willensstärke zeigen und sein Ziel vor

Augen haben.“

Nach dem dreijährigen Bachelor- und zweijährigen Masterstudium begann Julia Doll im November 2022 ihr Referendariat. Neben Rheinland-Pfalz hatte sie sich dafür auch in Hes-



Der Karneval ist Julia Dolls (vordere Reihe, zweite von rechts, hier mit dem RKV aus Rennerod) liebstes Hobby: „Ich versuche immer, meine Limburger Kollegen auch ein bisschen dafür zu begeistern. Ein paar finden, dass es eine gute Sache ist, andere haben damit wirklich so gar nichts am Hut“, schmunzelt sie. Foto: Schwarz

sen beworben. „Weil mein Mann, der ein halbes Jahr vor mir fertig geworden war, in einer Schule in Hessen angefangen hatte“, begründet sie. Allerdings kam für Doll aufgrund der Entfernung zur Westerwälder Heimat nur das nächstgelegene Limburg in Frage. Dass sie schließlich der Friedrich-Dessauer-Schule zugeteilt wurde, habe sie dann sehr begeistert: „Ich habe mich total gefreut. Ich kannte die Schule

Bewerbung in Hessen

tatsächlich gar nicht. Nur den Namen, weil mein Papa dort seine Ausbildung gemacht hat. Das war also total spannend.“

Die 21 Monate andauernde praktische Ausbildung an der FDS hat Doll in bester Erinnerung. „Ich hatte einen Mentor für Englisch und eine Mentorin für Wirtschaft. Die ersten paar Monate konnte ich beobachten und mir Notizen machen, bevor es dann für mich auch vor die Klasse ging und ich eigenverantwortlich unterrichtet habe.“

An der FDS wurde die Westerwälderin so glücklich, dass sie nach dem „Ref“ als Lehrkraft blieb. „Ich habe die Friedrich-Dessauer-Schule so lieben gelernt. Ich habe mich dort von Anfang an wohl gefühlt, und dabei kannte ich ja niemanden. Aber wir sind ein ganz tolles

Team.“ Auch die Projekte, die sie mitbetreuen darf, etwa „Fritzi im Handwerk“ („Dual-Live“ berichtete), gefallen der jungen Frau. Gleichermassen schätzt sie die Arbeit mit den Schülern, die sie in einem so

wichtigen Lebensabschnitt begleiten dürfe. „Ich werde querbeet in ganz vielen Schulformen eingesetzt: in der Fachoberschule, in der Berufsfachschule, der Höheren Berufsfachschule... Da stoßen einige verschiedene Charaktere aufeinander“, betont Doll. Umso mehr wolle sie ihrer Verantwortung für die Entwicklung ihrer Schützlinge gerecht werden: „Über Wertschätzung kann man ganz viel steuern. Ich versuche immer, auf Augenhöhe mit meinen Schülerinnen und Schülern zu reden und ihnen mit Empathie zu begegnen.“ So könne man jungen Menschen mitunter die Verunsicherung nehmen, die sie gesellschaftlich schon zur Genüge spürten – zum Beispiel den Druck des „Dazugehörens“ in den sozialen Medien oder den, oft als selbstverständlich vorausgesetzten, sicheren Umgang mit neuen Technologien. Man müsse auf Heranwachsende eingehen, sie mit all ihren Sorgen und Bedürfnissen ernst nehmen. „Sie werden sehr viel kritisiert von der Gesellschaft. Aber sie müssen auch mit vielem fertig werden“, gibt die engagierte Pädagogin zu bedenken. Klare Kommunikation sei zudem keineswegs einseitig, sie fordere ebenfalls Feedback ein: „Ich habe euch erklärt, was ich von euch erwarte. Und jetzt frage ich euch: Was erwartet ihr denn von mir?“ Ihre Motivation hat auch etwas mit der eigenen schulischen Vergangenheit zu tun. Julia Doll hat ihr Abitur an einem beruflichen Gymnasium in Westerburg gemacht, genoss die Zeit dort sehr. „Ich hatte da so tolle Lehrer, die mich wirklich nachhaltig geprägt haben. Zum Beispiel meine super Englischlehrerin. Ich denke heute noch oft an die zurück. Und das wünsche ich mir auch: dass ich

dass man sie „austesten“ wollte. „Das bleibt, glaube ich nicht aus. Man ist noch jung, man ist neu, und dann wird geguckt, wie man reizen kann. Aber immer, wenn ich das merkte, habe ich transparent meine Regeln gezeigt. Ich habe klipp und klar erklärt, dass sich das Verhalten dann nachher in den Noten widerspiegelt. Die Schüler und Schülerinnen wissen bei mir von Anfang an, wo der Hase langläuft.“ Gewiss: Wer, wie Julia Doll, mit acht Geschwistern groß geworden ist, weiß sich durchzusetzen. „Ich möchte es nicht missen, dass ich so aufgewachsen bin. Das war super schön und hat schon geprägt, wer ich heute bin und wie ich Dinge angehe“, lacht sie.

Doch bei aller Besonnenheit, die Doll ausstrahlt – vor einer neuen Klasse sei es wie auf der Bühne, verrät die Karnevalistin: „Ich tanze schon so lang und bin immer vorher aufgeregter. Das hört niemals auf für

Karneval in zwei Vereinen

mich. Aber wenn es losgeht, verfliegt die Aufregung, und dann kann ich auch performen. Dann bin ich im ‚Flow‘ und mache mein Ding.“ Dabei ist sie übrigens sehr flexibel: Doll ist gleich in zwei Karnevalsvereinen aktiv – neben ihrem Engagement für den „Pottumer Carnivals Club“ in ihrem Wohnort ist sie ebenso in der Tanztruppe des „Renneroder Karnevals Vereins“ aktiv. Die beiden Vereine sind befreundet, und so sind die Renneroder Narren auch dabei, wenn im nahen Pottum die „fünfte Jahreszeit“ gefeiert wird.

„Der Karneval begleitet mich schon mein ganzes Leben und ist für mich nicht wegzudenken. Das ist so eine tolle Zeit, alle kommen zusammen, man feiert miteinander. Man hat seine Auftritte – das macht mir alles viel Spaß!“, schwärmt Doll. Apropos gelebte Tradition: Das heutige „Daniel’s“, in dessen angrenzendem Saalbau die Westerwälderin gerade steht, wurde einst von dem Uropa ihrer Schwiegermutter gegründet und feierte 1995 bereits 125-jähriges Jubiläum. Wenn sie selber nicht tanzt, hilft Julia Doll im Karneval manchmal ehrenamtlich hinter der Theke aus. „Ich habe einfach gerne mit Menschen zu tun, egal, in welcher Form: ob im Verein, beim Gläser spülen oder in der Schule.“ Und das, fügt die FDS-Lehrerin augenzwinkernd hinzu, „hält ja auch jung.“

AW



Julia Doll in dem beeindruckenden Saalbau in Pottum, der an das Traditionslokal angeschlossen ist.

Völlig unmöglich, keine Fehler zu machen

IN ALEXANDER HOHLWEINS STERNERESTAURANT „360 GRAD“ BEKOMMEN DIE KOCH-AZUBIS WIE SILVIU CHEBAC VON ANFANG AN VIEL VERANTWORTUNG ÜBERTRAGEN

Am Ende des Abends wird man verstehen, wieso Silviu Chebac sagt, dass er „auf jeden Fall“ weiter in der Sternegastronomie arbeiten wolle, wenn er seine Koch-Ausbildung im kommenden Januar wahrscheinlich erfolgreich beenden wird. Die hat er im hochgelobten Limburger Restaurant „360 Grad“ durchlaufen. Sein Boss und Küchenchef Alexander Hohlwein hat es im März 2016 neu eröffnet und bereits im ersten Jahr seinen „Michelin“-Stern erkocht. Da standen er und sein Team gerade einmal neun Monate lang am Herd auf dem Dach der Limburger „WERKStadt“! Seither hat er die Auszeichnung jedes Jahr verteidigen können und Dutzende weitere Anerkennungen erhalten. Gleichzeitig ist der von Hohlwein und seiner Partnerin und Sommelière Rebekka Weickert geführte Betrieb ein erstklassiges Beispiel der dualen Ausbildung: In kaum einem Handwerk lernen die Nachwuchskräfte derartig viel vor allem dadurch, dass sie ihrem Lehrherren Abend für Abend „auf die Finger“ schauen, es nachmachen und dadurch etwas von seinem Wissen für ihre eigene berufliche Zukunft mitnehmen.

gefiel ihm gut, er jobbte im Anschluss sogar neben der Schule weiter dort, übernahm kleine Hilfstätigkeiten. Im Juni 2023 hat er die eigentlich dreijährige Koch-Ausbildung dort angefan-

ten“, weiß Silviu inzwischen. „Ich sage am Anfang immer: ‚Du darfst keine Angst vor Fehlern haben. Denn wenn ihr die Dinge hier nicht macht, könnt ihr sie nie‘“, mahnt der Küchen-

Fall ein prägendes Jahr. Wenn du mit 16 zu Hause rausgehst, hast noch nie ein Bügeleisen in der Hand gehabt, bei der Waschmaschine wusstest du, wo sie steht...“, schmunzelt er.

Service, Küche, Rezeption: die Hotelfachschule bot verschiedene Einblicke und dem heutigen Spitzenkoch noch einmal eine Orientierung, dass Gastronomie das Richtige für ihn sein würde. „Das ist schon eine spezielle Branche“, kommentiert er. Nach jenem Jahr war ihm indes klar, dass Küche

Sterne-Superior-„Kempinski“ in Falkenstein im Taunus. „Da haben wir viele, viele Veranstaltungen gemacht, alleine 50 Hochzeiten im Jahr. Keine Sterne-Küche, aber eine hochwertige Hotelküche.“ Im Anschluss an die Kochlehre ist er ein knappes weiteres Jahr im „Kempinski“ geblieben.

Wie bei jedem guten Koch folgten „Wanderjahre“, es ging in die „Villa Rothschild“, ebenfalls im Taunus beheimatet. Fast fünf Jahre dort, hatte sich der Limburger bis zum Junior Sous Chef des Zwei-Sterne-Restaurants des Hauses hochgearbeitet. Anschließend heuerte er in Karlsruhe als Sous Chef in einem „Landgasthof mit Michelin-Stern“ an. Von dort aus wechselte er nach Travemünde, wo er in der Drei-Sterne-Küche des „La Belle Epoque“ arbeitete, das mit Kevin Fehling vom seinerzeit jüngsten Drei-Sterne-Koch Deutschlands geleitet wurde.

Alexander Hohlweins Partnerin Rebekka Weickert stammt aus der Gegend zwischen Worms und Mainz. Das Paar wollte irgendwann wieder mehr zurück in Richtung Heimat. Es dachte über die Option eines ei-



Blick in den Gastraum des Sternelokals. Fotos (4): Laux

genen Lokals nach. Als Alexander Hohlwein damals das erste Mal die Räumlichkeiten auf der „WERKStadt“, seine heutige Wirkungsstätte, sah, „war dort gar nichts“, wie er sich erinnert. „Hier waren keine Fenster drin, keine Decken, nichts.“ Doch Ende 2015 stand die Planung für die Schaffung eines Restaurants in den Limburger Räumen. Schon am 5. März 2016 eröffneten Hohlwein und Weickert das „360 Grad“.

Kamen die Gäste anfänglich zu 90 Prozent direkt aus der Region, reisen inzwischen etwa 50 Prozent gezielt und von weiter

an, durchaus bis aus Belgien, den Niederlanden oder der Schweiz, um an Alexander Hohlweins „Weltreise“ teilnehmen zu können, die auf der französischen Küche fußt, aber gerade hinsichtlich der üppigen Verwendung von Kräutern und Gewürzen sehr asiatisch angehaucht ist.

Die Einstellung sei für angehende Köche das Wichtigste: „Man muss wollen. Und man muss wissen, dass man das hier nicht für mich macht, sondern für sich selbst. Engagement und Motivation kann ich niemandem beibringen. Den Ehrgeiz muss

man mitbringen“, erläutert der Kreative seine Arbeit mit den Nachwuchsköchen im Restaurant.

Im ersten Lehrjahr sei es dort durchaus stressig. „Ist doch klar: Man tut nicht einfach, man hinterfragt sich ständig selbst, jeden Handgriff. Ich gebe auch gleich am Anfang viel Verantwortung, da muss man sich erst einmal durchbeißen lernen. Aber ich stelle hier nicht die Azubis hin und die schälen die ganze Zeit nur Kartoffeln. Die müssen hier voll mitmachen. Erstens, weil der Betrieb so ausgelegt ist, und zweitens, weil sie nur so Dinge lernen können und besser sein können als andere.“ Es sei sein Anspruch, dass jeder einstige Auszubildende, der aus dem „360 Grad“ kommt, in jedem Ein-Sterne-Restaurant des Landes Fuß fassen könne.

„Ich bin in meinem ersten Lehrjahr oft daran verzweifelt, dass bei mir nicht alles so perfekt aussah wie beim Chef“, blickt Silviu Chebac noch einmal selbstkritisch zurück. „Das passiert mir zwischendurch noch immer: Ich sehe, wie der Chef seine Nocken macht und dann mache ich meine Nocken. Aber ich muss mich dann daran

erinnern, dass er das viele Jahre länger macht als ich.“

Alexander Hohlwein nickt zustimmend. Zuweilen sei es schwer, den Fokus nicht zu verlieren. Man müsse den Blick stets darauf legen, was man schön könne – nicht, was man nicht könne. „Man sieht das selbst oft zu negativ“, mahnt er Silviu. „Du musst dir immer sagen: ‚Als ich hier angefangen habe, bin ich reingekommen und konnte nichts. Nach einem Jahr kann ich schon Fleisch auf den Punkt garen, Fisch braten, eine Vorspeise perfekt anrichten.‘ Man muss eher den Fokus darauf legen, was man schon gelernt hat.“ Und „fertig“ werde man in der ambitionierten Küche ohnehin niemals. „Bei uns ist nie Stillstand, es ist immer eine Entwicklung drin!“

Genau deswegen tue er, was er tue, gesteht Alexander Hohlwein: „Wenn ich Pizzabäcker wäre und müsste die nächsten 20 Jahre Margherita belegen, dasselbe machen, die 50. Carbonara der Woche – da würde ich wahnsinnig werden!“ Ihm gehe es darum, stets zu schauen, was man in der Geschichte des Restaurants schon erreicht hat und wo man sich weiterentwickeln

kann. „Ein Auszubildender, der vielleicht nach seiner Lehre noch hierbleibt, kann Teil der Geschichte werden – nicht nur ausführen, sondern Gerichte mitgestalten.“

Die berufliche Lebensgeschichte von Silviu Chebac wäre beinahe völlig anders verlaufen. Zunächst startete er nämlich eine komplett andere Ausbildung: als CTA, Chemisch-technischer Assistent. „Aber die ist leider nichts geworden. Währenddessen habe ich jedoch hier weiter ausgeholfen“, erzählt der 23-Jährige. „Das habe ich dir ja gleich gesagt“, kommentiert sein heutiger Chef. Er lobt, dass die damalige Aushilfe jeden Freitag und Samstag da gewesen sei. „Diese Zuverlässigkeit ist heute selten“, erkennt Hohlwein an. „Und ich habe ihm damals schon gesagt – bevor er das mit dem CTA unbedingt anfangen musste: Du hast Talent. Warum machst du nicht hier die Ausbildung?“

Über diesen kleinen Umweg

Ein kleiner Umweg

kamen der Kochlehrling und sein Lehrherr ja dann doch noch gut zusammen. Silviu startete zu Beginn seiner Lehre im „360 Grad“ direkt auf dem „Entremetier“-Posten, also als Beilagenkoch. „Nach ein paar Monaten bin ich rüber zum Saucier gekommen, also Fleisch, Fisch, Saucen zubereiten – das war noch einmal schwieriger. Da musste ich mich ziemlich stark reinfuchsen. Aber nach einer Zeit habe ich es hinbekommen.“ Nach drei, vier Monaten folgte die nächste Versetzung innerhalb des Räderwerks, das eine gehobene Küche ausmacht, in die kalte Küche. „Und zwar sowohl auf den Gardemanger als auch Pâtissier“, führt der Koch-Azubi aus.

Einmal hat der Limburger Koch-Lehrling sich an seinem Arbeitsplatz zwei ganze Seezungen bestellt und mit nach Hause genommen. „Die habe



So konzentriert steht Silviu Chebac den ganzen Abend über in der Küche.

kann? Ouil“, quittiert der Nachwuchskoch zwischendurch ein nächstes Kommando zur Menüfolge für zwei weitere Gäste. Dann richtet der zukünftige

tem Rettich. „Dazu haben wir noch eingelegten Fenchel, zu dem Saiblingskaviar, Kapuzinerkresse, Estragon, Korianderkresse“, kommentiert er stoisch. Seine rechte Hand, in der er eine Pinzette hält, mit der er Kräuterblättchen für Kräuterblättchen einzeln auf das Gericht setzt, stützt er behutsam mit seiner linken Hand ab: bloß nicht wackeln.

Vier Stunden lang werden Silviu Chebac und seine beiden Azubikollegen diese hohe Konzentration an diesem Donnerstagabend aufrecht erhalten müssen, bis es den gut 20 Gästen des Abends geschmeckt hat und jedes Blättchen auf dem richtigen Richtung auf dem Teller gelegen hat.

Zum Feierabend wird der Auszubildende seinen Chef fragen: „Gehen wir gleich noch darten?“ Meist einmal in der Woche entspannen sie nach getaner Arbeit beim Dart. „Um mal das Kochen und alles wegzuschieben“, wie Alexander Hohlwein sagt. Obschon: Da muss man die Hand vermutlich ebenfalls schon wieder sehr präzise führen und hat die Chance, sich ständig zu verbessern.

Uwe Schmalenbach



Nach Feierabend zum Dart: Silviu Chebac mit seinem Chef.

„Es geht los!“, ruft Silviu, als die ersten Gäste eintreffen und vor der verglasten Wand der Küche in den Gastraum schreiten. Während sie ablegen, in Ruhe ihre Plätze einnehmen und erst einmal warme Tücher für die Hände erhalten, präpariert die Küchenmannschaft Knusperröllchen mit Rindertatar und ein kleines Tortellet mit Taschenkrebs; kleine „Snacks“ zu Beginn eben, wie auch das pochierte Wachtel mit Waldpilzschaum und Kartoffelknusper.

Bis zu achtgänger ist die angebotene „Weltreise“, so nennt der Küchenchef sein Dinner im „360 Grad“. Dort sind neben Sil-

Rumänien

einer Limburger „DaZ-Klasse“ unterrichtet wurde, ehe er zurück wechselte in eine „normale“ vierte Grundschulklasse. „DaZ“ steht für „Deutsch als Zweitsprache“.

„Ich will Koch werden, weil es mir einfach Spaß macht“, antwortet er auf die Frage, warum er sich diesen anstrengenden Beruf ausgesucht hat. In seinem ersten halben Jahr habe Silviu vor Aufregung, alles richtig zu machen, ein bis zwei Kochja-

chef die Azubis um sich herum. „Silviu war anfänglich immer so enttäuscht: In der Zeit, in der ich drei Lachsforellen filetiert habe, hat er eine geschafft. Aber ich habe ihm dann gesagt: ‚Mach dir mal keinen Kopf, du musst erst einmal verstehen, wie es funktioniert. Die Geschwindigkeit kommt dann von allein.‘ Und Fehler passieren“, betont Hohlwein abermals, „ich werde nie sauer, wenn Fehler passieren. Ich werde nur sauer, wenn die Fehler zwei- oder dreimal passieren, der Fehler wiederholt wird, weil man nicht daraus lernt. Entweder hat man dann den Ansatz nicht verstanden oder es ist einem egal“, verdeutlicht der Restaurant-Inhaber.

Alexander Hohlwein war seinerseits eigentlich nicht „vorbelastet“, was seinen heutigen Beruf angeht. Anders als viele seiner Kollegen, stammt er nicht aus einer „Gastro-Familie“. „Ich bin über Mutter und Großmutter in jungen Jahren zum Kochen



Räucheraal, Imperial Kaviar, Eigelb, Dashi Butter.



„Snacks Around the World“ (von links nach rechts): Wachtel mit Perigord-Trüffel und Pilzschaum, „Shot Enten Pho“, „Chicken 65“, Tortellet aus Lachsbauch, Kopfsalat, Grapefruit und Knusperrolle mit Rindertatar.



Bio-Gänseleber, Umeboshi, rote Shiso, Mandel.

EIN PLATTFISCH UND EIN RUNDFISCH FÜR JEDEN SCHÜLER DER ARS

In ihrer abschließenden Gesellenprüfung müssen Auszubildende zum Koch in fünf Stunden ein Drei-Gänge-Menü für sechs Personen auf den Tisch bringen. Und ebenso müssen sie in der Lage sein, Fleisch zu zerlegen – von Krustentier bis Wildschwein. Damit sie auf diese Situation – und das spätere Berufsleben – vorbereitet werden, wird das in der zuständigen Berufsschule im Unterricht geübt. In Limburg besuchen die Köche die Adolf-Reichwein-Schule (ARS). Heute steht die achtköpfige Koch-Klasse 12 an Schneidebrettern und befasst sich mit einem ganzen Kaninchen und zwei Maishähchen.

„Wir machen im Normalfall immer erst einen kleinen Theoriestieg“, erläutert Lehrerin Christina Hilt-Bauer. Montags sind die Köche der zwölften Klasse für acht Stunden in der ARS sowie mittwochs im 14-tägigen Rhythmus ebenso lange. „Wenn wir zum Beispiel Fisch thematisieren, habe ich für jeden Schüler eine Scholle und eine Forelle. So dass jeder einen Plattfisch und einen Rundfisch zerlegt hat. Denn die jeweilige Form erfordert eine andere Arbeitsweise“, beschreibt Hilt-Bauer das Vorgehen.

Im Prinzip haben ihre Berufsschulstage immer einen thematischen Schwerpunkt. „Es geht immer darum, die Unterschiede herauszuarbeiten. Wenn wir, um ein anderes Beispiel zu nennen, gefrorene Süßspeisen machen, dann machen wir ein Sorbet, ein Parfait, ein Creme-Eis. Wir nutzen dabei verschiedene Geräte – die Eismaschine,

den Froster, den „Chiller“ –, so dass da immer eine Abwechslung über alle Bereiche vorhanden ist: Produkt, Arbeitstechnik, Geräte“, sagt die Fachfrau.

An der ARS werden auch Bäcker und Fachverkäufer im Nahrungsmittelhandwerk ausgebildet, was den schulischen Teil der Lehre angeht. Dazu stehen von der Wurstküche einer Fleischerei samt Kutter bis zur Backstube mit verschiedenen Backöfen alle Einrichtungen wie in einem „richtigen“ Betrieb zur Verfügung. Es gibt benachbart gar ein komplett eingerichtetes Restaurant samt Thekenanlage für angehende Restaurant- und Hotelfachleute. Für Verkäufer im Fleischerhandwerk ist ein Fleischerladen nachgebaut worden.

Die „gestreckte Abschlussprüfung“ für die Köche gliedert

sich seit 2022 in zwei Teile. Im ersten müssen sie bereits zwei Gänge vorkochen, die einen Anteil der späteren Note ausmachen. Dabei sind ein Salat und eine Suppe sowie ein einfacher Hauptgang gefragt. „Heute hier im Unterricht, der auf die Abschlussprüfung vorbereitet, ist der Aufwand alleine durch das Zerlegen schon ein größerer“, deutet Hilt-Bauer auf die derweil in den Kochkochen der Unterrichtsräume stehenden Schüler.

Flügel einschneiden, Knochen auslösen, die Brust am Brustbein entlang auslösen: Es erfordert einen präzisen Umgang mit dem Messer, die Maishähchen nicht wild zu zerstücken, sondern sinnvoll zu zerlegen. Zwischendurch gibt die Lehrerin mit strengem Blick Hinweise zum Arbeitsschutz:



Christina Hilt-Bauer erklärt den Schülern, worauf es bei der Verarbeitung eines ganzen Kaninchens ankommt. Fotos: Schmalenbach



Los geht es in der Regel mit Theorie, zum jeweiligen Schwerpunktthema. Anschließend wird praktisch dazu gearbeitet.

„Leg‘ mal das Messer andersherum!“, mahnt sie.

14 Tage vor der abschließenden Gesellenprüfung im Sommer 2026 bekommen die Schüler zwei alternative Warenkörbe genannt. Sie können sich auf beide Varianten vorbereiten, mögliche eigene Rezeptideen dazu in ihren Betrieben üben. Am Prüfungstag entscheidet sich, ob es Warenkorb a oder b wird. „Dann gilt es, auf dieser Grundlage einen Arbeitsablauf zu schreiben, wie sie die Gerichte kochen wollen. Dafür bleiben fünf Stunden Zeit. Am Ende müssen drei Gänge für sechs Personen entstanden sein. Und dann wird serviert“, be-

schreibt Hilt-Bauer.

Silviu Chebac, der wie sein Kollege Finnian Gill, im „360 Grad“ lernt (siehe oben), ist Teil dieser Berufsschulklasse an der ARS. Er hat inzwischen die Kaninchen-Teile ausgelöst, sie werden anschließend geschmort.

„Wieso ist die Maispoularde gelblich?“, möchte Christina Hilt-Bauer zwischendurch von den Schülern um sie herum wissen. „Durch die Ernährung“, antworten diese. „Womit ernährt?“, fasst die Lehrerin nach. So geht das die ganze Zeit über, und obwohl die Azubis viel Praktisches machen, so streut die erfahrene Pädagogin doch

immer wieder auch Wissensfragen ein. „Warum wird das Kaninchen eigentlich mit Kopf geliefert?“

Nach dem Auslösen der Tiere sollen sich alle an einem Gemüsekorb bedienen, den Hilt-Bauer mitgebracht hat. Unter anderem Pastinaken sind darin, Rosenkohl, Paprika und vieles mehr. Teamweise sollen die Schüler nach dem Unterrichtsteil mit dem Auslösen der Tiere ein Hauptgericht mit Saucenansatz kochen, dazu Gemüse und eine Sättigungsbeilage. Rasch wird der Unterrichtstag schon wieder vorbei sein – trotz der acht Stunden.

BKB



Freunde und Familie finden „sehr, sehr interessant“, welchen Beruf er erlerne, schildert Silviu Chebac. „Und meine Eltern sind sehr stolz.“ Fotos (2): Schmalenbach

viu Chebac mit Finnian Gill und Liah Juline Niebergall zwei weitere Auszubildende in der Küche. Finnian wird im kommenden Sommer die Lehre beenden, Liah hat ihren Weg erst mit dem laufenden Ausbildungsjahr im Sommer begonnen.

Silviu Chebac kam 2019 über ein Schulpraktikum mit dem „360 Grad“ in Kontakt. Es

cken täglich durchgeschwitzt, verrät Alexander Hohlwein. „Das ist nicht übertrieben, was der Chef sagt“, kommentiert der Angeschprochene, „damals hatte ich sehr viel Angst, Fehler zu machen.“ Dabei sei es unmöglich, keine Fehler zu machen, wenn man neu ist in einer Küche auf dem Niveau. „Man lernt aus den Fehlern am allerbes-

gekommen. Hausmannskost, einfach immer mitgemacht“, erzählt er. Der gebürtige Limburger hat bis zu seinem 16. Lebensjahr in seiner Heimatstadt gelebt, dort 2002 die Mittlere Reife erworben. Dann ging er fort.

Es folgte ein Jahr Hotelfachschule in Bad Reichenhall im Jahr darauf. „Für mich auf jeden

Schul-Hühner sind im Trend

DAS „HOLZ- UND TECHNIKMUSEUM“ BETREUT DAS PROGRAMM „UMWELTSCHULE“

Was macht man nur mit solch historisch wertvollen Hinterlassenschaften? Als das Sägewerk von Kurt und Otto Winter im Wettenerger Orts- teil Wißmar seinen Betrieb 1999 nach über 100 Jahren ein- stellte, waren ein Sägegatter Baujahr 1949 und die es über lange Zeit antreibende Dampf- maschine von 1937 „über“. Es muss eine der berühmten Schnapsideen am Stammtisch gewesen sein, die letzten En- des zur Entstehung einer Bür- gerinitiative und nachfolgend zum Aufbau eines Museums durch sie führte, dessen Herz- stück die alten Anlagen sind. Das „Holz- und Technik- museum Wettenberg“ wurde 2003 eröffnet und ist inzwi- schen außerdem eines jener elf „regionalen Umweltbildungs- zentren“ in Hessen, die An- sprechpartner für an der Initia- tive „Umweltschule“ teilneh- mende Bildungseinrichtungen sind. Die Friedrich-Dessauer- Schule (FDS) hat diese Aus- zeichnung in diesem Herbst abermals erhalten (siehe un- ten) und wird ebenfalls von der Wettenerger Einrichtung be- treut.

Dreimal im Jahr rattert und zischt es im Museum vernehm- lich, das idyllisch in direkter Nachbarschaft zum durch Kies- abbau entstandenen Wißmarer See liegt. Bei den „Dampf- und Gattertagen“ zeigen die „Gat-

der „Nagelprobe“ über Stark- und Schwachhölzer heraus?

„Ferienspiele“ inklusive Übernachtungen werden in den Räumlichkeiten veranstaltet, an manchen Abenden ist eine Yoga-Gruppe zu Gast, und die „Waffelfrauen von Wißmar“, wie sie sich selbst nennen, sind mindestens zweimal in der Wo-

„Waffelfrauen von Wißmar“

che da, um es sich im kleinen Bistro bei Kaffee und – nun ja: frischen Waffeln – gut gehen zu lassen, nachdem es im Ort oh- nehin keine Alternative mehr gebe, wie sie erzählen.

Marc Schäm kam 2008 zum Museum. Dieses wurde im Jahr

schule“-Programm sind, nicht eigens dafür geschaffen, son- dern waren ohnehin vorhan- den. Das Umweltbildungszen- trum Hanau beispielsweise wurde im Rahmen der dortigen Landesgartenschau 2002 ge- gründet.

Die Betreuung der Schulen beim für sie zuständigen Um- weltbildungszentrum erfolgt durch Lehrkräfte, die dafür frei- gestellt werden. So ist Marc Schäm eigentlich Mathe- und Physiklehrer an einer Gesamt- schule im Lahn-Dill-Kreis, je- doch zum „Holz- und Technik- museum“ für seine Aufgabe als Regionalleiter des Programms abgeordnet. Die von ihm um- sorgten rund 30 Schulen, da-



Marc Schäm in der Tischlerei des Museums. Der Regionalleiter des Projekts findet gut, dass das Mitmachen dabei niedrigschwellig möglich ist.

runter die FDS, sind überwie- gend in der Stadt und dem Landkreis Gießen, dem Lahn- Dill-Kreis und in Limburg-Weil- burg ansässig. Schäms Aufgabe ist die Begleitung der Schulen, inklusive Beratungsgespräch an den Schulen.

Im Zwei-Jahres-Rhythmus, abwechselnd aus Hessen-Nord und Hessen-Süd, können sich Schulen in zwei Handlungsfel- dern anmelden. Sie reichen ihre Vorhaben, mit denen sie „Umweltschule“ werden wol- len, ein und erstellen später eine Abschlussdokumentation. Die Dokumentationen sichtet Schäm, gibt Vorempfehlungen ab. Anschließend tritt eine Jury zusammen, zu der die Vertreter der elf Umweltbildungszentren gehören sowie die der beiden Ministerien, und bewerten,



Das alte Sägegatter ist das Herzstück des Museums. Fotos: Schmalenbach

welche als „Umweltschule“ ausgezeichnet wird. „Das Inte- ressante an dem Programm ist, dass nicht festgelegt ist, was die Schulen machen müssen“, hebt er hervor, „sondern die Schulen sagen, was zu ihnen passt, was bei ihnen ansteht, welche Handlungsfelder sie besetzen wollen. Die eine Schule direkt am Dorfrand, die Feld, Wald, Wiese vor sich hat, die kann sa- gen: Wir gehen mit dem Klas- senzimmer ins Grüne. Eine

Dorfrand

Schule mitten in der Stadt hin- gegen hat vielleicht ganz an- dere Themen – Müllvermei- dung, Nachhaltigkeit etwa.“

In seiner Anfangszeit hat er noch aktiv für das Programm geworben, inzwischen sei das Umweltthema so sehr in den Schulen angekommen „und auch in der Lehrerausbildung“, erläutert Marc Schäm, dass die Bewerbungen um die Aus- zeichnung von ganz allein in

entsprechend großer Zahl kom- men würden. Es finden sich sei- nen Ausführungen zufolge im- mer mehr Lehrer, die Lust da- rauf hätten, mitzumachen, wie- wohl das Arbeit bedeutet, al- leine schon für das Erstellen der Unterlagen.

Manche Schulen wissen nach den Erfahrungen des Re- gionalleiters bereits zu Anfang recht genau, was sie machen mögen, andere wünschen sich, an die Hand genommen zu werden. „Ich erlebe in jedem Fall ganz viele engagierte Leh- rerinnen und Lehrer, die dank- bar sind für die Wertschätzung durch so ein Programm. Und die toll finden, dass sie Tipps bekommen für die Teilnahme“, sagt er.

Bei zwei jährlichen Regio- naltreffen begegnen sich die Lehrer, die an ihren Schulen Ansprechpartner für die „Um- weltschule“ sind. „Das Netz- werk und die Frage, wie hat je- mand anderes etwas gemacht, das schätzen die Lehrer“, hat

Marc Schäm beobachtet.

Im Bereich des Wettener- ger Regionalleiters sind, anders als in anderen Landesteilen, selten Grundschulen dabei, da- für jedoch überdurchschnittlich viele Förder- und Berufliche Schulen. Die „Umweltschule“ sei nicht nur ein Thema für Bio- logielehrer, sondern für alle schulischen Bereiche relevant, betont er: „Wie gehe ich mit Ressourcen um? Mit Kopieren zum Beispiel? Wie heize ich in der Schule? Müllvermeidung ist auch immer ein Thema.“

Schulgärten, Streuobstwien- sen, „dieser ganze Bereich Bio- diversität in unterschiedlichster Ausprägung“, seien generell Themenfelder, auf denen teil-

UMWELTSCHULE

Die „Umweltschule“ gibt es in Hessen seit 1999. Jede Schule von der Grundschule über Förder- schule bis zur Beruflichen Schule kann mitmachen. Mit 136 gibt es in diesem Jahr so viele Auszeich- nungen wie nie zuvor.

„Umweltschule – Ler- nen und Handeln für un- sere Zukunft“ ist eine Ini- tiative des hessischen Kul- tusministeriums sowie des Umweltministeriums. Na- turschutz und Stärkung der Biodiversität, natu- rnahes Schulgelände und naturnaher Schulgarten, Ressourcenschutz und -einsparung, Klimawandel und Klimaschutz, nachhal- tiger Konsum und fairer Handel, klima- und re- ssourcechonende Ernäh- rung und Landwirtschaft, globales Lernen, globale Nachhaltigkeitsziele, Mo- bilität sowie zukunfts- fähige Stadt- und Regio- nalentwicklung sind die Themenfelder, auf denen die Vorhaben der Schulen angesiedelt sein können.

nehmende Schulen häufig Pro- jekte initiierten. „Imkere- i kommt in den letzten Jahren häufiger vor – und Schul-Hüh- ner sind ein gewisser Trend“, zwinkert Marc Schäm.

Uwe Schmalenbach



Das Museum liegt in Wißmar, das seit 1979 zur Gemeinde Wettenberg gehört. Dort leben gut 13.000 Einwohner. Noch immer entfallen von den 4.300 Hektar, die die Gemeinde groß ist, über 56 Prozent auf Waldflächen.

terboys“, wie aus Rundholz Bohlen, Balken und Bretter werden.

Doch auch außerhalb dieser besonderen Events bietet das Haus Sehenswertes. Geöffnet ist an Dienstagen, Donner- stagen und Sonntagen sowie auf Anfrage. Schülergruppen kom- men zu Besuch ebenso wie die Landfrauen; es ist Ziel mancher Betriebsausflüge oder Kinder- geburtstage, stets gibt es ein in- dividuelles Programm. Auf Wunsch begleitet ein „Audio Guide“ durchs Haus, der, zu- nächst kurios anmutend, neben Welsprachen wie Englisch und Französisch sogar Ungarisch anbietet, was aber der Städte- partnerschaft zwischen Wettenberg und dem ungarischen Zsámbék geschuldet ist.

Das Museum zeigt neben den alten Anlagen gleicherma- ßen Installationen und Mit- mach-Stationen zum Bereich Energie und stellt stets den Be-

Holz und Energie

zug zum Holz als Energieträger und Werkstoff her. In einer ebenfalls eingerichteten Schrei- nerei darf man selbst die Späne von der Hobelbank fallen las- sen, es gibt einen Drechsel- tisch, und das „Spanferkel“ in der kleinen Tischlerwerkstatt wird nicht gegessen, sondern ist eine Bastelarbeit aus Holz.

„Hessen Forst“ ist einer der vielen Kooperationspartner des Hauses, der Besucher erfährt eine Menge über unsere Wald- wirtschaft im „Holz- und Tech- nikmuseum“. Kann man Holz biegen? Was hat Vanilleeis da- mit zu tun? Was findet man bei

So recht wisse er gar nicht, wie er dazu gekommen ist, der „Kümmerer“ an der Friedrich-Dessauer-Schule für die Bewerbung als „Umweltschule“ (siehe oben) zu sein, schmunzelt Arno Petri. „Ich bin ja begeisterter Fahrrad- fahrer, darum habe ich mal das Schul- radeln angeleiert; und irgendwann von der ‚Umweltschule‘ gehört. Das habe ich gegoogelt und dann haben wir uns beworben“, schildert der Metalltech- nik- und Sportlehrer.

Im laufenden Jahr ist die FDS für ih- ren Einsatz in den Bereichen Ressour- censchutz und -einsparung sowie natu- rnahes Schulgelände und naturnaher Schulgarten erneut als „Umweltschule“ zertifiziert worden. Erstmals hat sie im März 2022 erfolgreich an dem Pro- gramm teilgenommen. Es sei relativ leicht gewesen, Kollegen dafür zu be- geistern, „da wir ohnehin schon viel in der Richtung gemacht haben, auch ohne Zertifizierung“, berichtet Arno Petri. „Klar: Man muss halt im Unterricht die Schüler noch etwas mehr einbinden. Aber es ist ja auch für die Schüler ein Thema; sie sagen, Klimawandel sei ein großes Ding für sie. Irgendwie haben sie am Ende alle das Bewusstsein, dass et- was getan werden muss.“

Petri findet es gut, dass es an der FDS nicht nur einzelne Projekte wie bei- spielsweise Hochbeete auf dem Schul- gelände oder Bienenstöcke gibt, „son-

dern wir die Schüler generell dafür sen- sibilisieren und als ganze Schule dafür stehen, dass wir versuchen, unseren Schulalltag nachhaltig zu organisieren.“ Der Lehrer erzählt, dass das „Drum- herum“, die Dokumentation zwar eine gewisse Arbeit mache. Doch was die Projekte angeht, müssen wir uns nicht



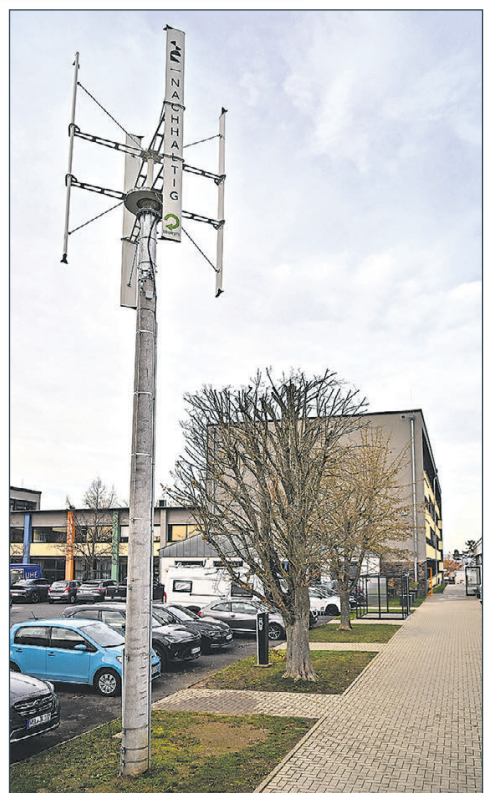
Arno Petri zeigt zwei der Moosbilder. Er wünscht sich, dass die FDS auch bei künftigen Durchgängen „Umweltschule“ wird.

sehr strecken, da wir eben seit jeher so viele Aktivitäten in der Richtung ent- wickeln! Und der Vorteil bei uns ist, dass wir alle technischen Möglichkeiten ha-

ben – eine Grundschule, die erst irgend- welche Balken sägen muss, tut sich da schwerer.“

„Zum Beispiel in der Fachober- schule Klasse 12 gibt es eigens ‚Projekt‘ als Thema. Und da lassen sich solche Dinge natürlich gut unterbringen“, ant- wortet Petri auf die Frage, wie gut es ge- linge, die Aktionen rund um die „Um- weltschule“ mit dem allgemeinen Lehr- plan zu verbinden. „Und für unsere Bau- oder Holzleute ist es eh gut, wenn sie ganz praktisch helfen können, etwas an- zufertigen, was wiederum mit Fähigkei- ten ihres Berufs zusammenhängt. Auch in den Lernfeldern ist es so, dass Re- ssourcechonung vorkommt.“

An der FDS sind im Laufe der Zeit beispielsweise Projekte wie eine Wind- energieanlage zur nachhaltigen Ener- gieerzeugung auf dem Schulhof und Baumpflanzungen im Wald umgesetzt worden. Eine selbstgebaute „Brikett- presse“ macht aus Holzabfällen des Tischlerunterrichts Brennstoff, ein Kunststoffschredder zerkleinert sorten- reine Plastikreste, aus denen Filament für die 3-D-Drucker des „FabLab“ der FDS („DualLive“ berichtete) werden könnte. Weitere Beispiele sind Moosbil- der, die in der ganzen Schule ein an- genehmeres Interieur schaffen. Bei einer anderen Initiative wiederum wurden alte Computer aufgearbeitet (und nicht entsorgt), um sie Schülern zur Ver-



Das Windrad auf dem Schulgelände ist ein weiteres der Projekte.

fügung zu stellen, die sich keinen eige- nen leisten können.

HVV

Die richtige Entscheidung

TIM DICKELS WEG ZU EINEM DER WELTMARKTFÜHRER HAT IN LIMBURG BEGONNEN

Der ungewöhnliche Kugelschreiber sei das Geschenk „eines sehr, sehr guten Freundes“ zu seinem 18. Geburtstag gewesen, erzählt Tim Dickel. Das Unikat ist aus Titan gefertigt und ein Beispiel für die Arbeit eines Zerspanungsmechanikers. Diesen Stift benutze er „nur für besondere Anlässe“, betont dessen Besitzer, „Klausuren, Arbeitsverträge – es ist mein ‚Glückskugelschreiber‘“, lächelt Dickel, und steckt das einzigartige Stück sorgfältig wieder in seine Jackentasche. Titan sei nicht so leicht zu bearbeiten, fügt er an. Er muss es einschätzen können, denn Zerspanungsmechaniker, das ist der Beruf, den der mittlerweile 24-Jährige im Rahmen einer dualen Ausbildung einmal selbst erlernt hat. Inzwischen wohnt der aus Rheinland-Pfalz Stammende allerdings in einer Fünfer-WG im mittelhessischen Marburg – und arbeitet als Student eifrig an der nächsten Stufe seiner beruflichen Karriere, die ihn anfänglich in die Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) geführt hatte.

Nentershausen hat gut 2.000 Einwohner, Eppenrod nicht einmal die Hälfte. Die Ortschaften liegen zwar keine 2.000 Meter von einander entfernt, doch die beiden Dörfer trennt nicht allein die Autobahn 3, sondern ebenso die Grenze zwischen dem Westerwald- und dem Rhein-Lahn-Kreis. Tim Dickels Elternhaus steht in Eppenrod, seinen

dent zurück, „auch super Gesellen, mit denen ich gearbeitet habe. Die haben mich dort alle sehr gefördert!“ Bei Strecker gefiel ihm zudem die enorme Bandbreite der Produkte und die große Zahl unterschiedlicher Materialien, die dort bearbeitet werden, Stahl, Automatenstahl, Nichteisenmetalle, Baustahl, Kupferlegierungen.

Parallel besuchte der angehende Dreher ab dem 1. August 2018 drei Jahre lang die Friedrich-Dessauer-Schule (FDS), die ihm als zuständige Berufsschule das nötige theoretische Wissen vermittelte. Neben der praktischen Ausbildung im Betrieb drückte er mithin ein oder zwei Tage je Woche die FDS-Schulbank.

Die Kombination, ein typisches Beispiel für einen dualen Ausbildungsgang, war offenkundig ein perfekter Einstieg in den Beruf: Seine Ausbildung

Geselle

schloss Tim Dickel als Landesbester seines Jahrgangs in Hessen ab! Im Anschluss daran arbeitete er 13 Monate lang als Geselle weiter in seinem Ausbildungsbetrieb an der Dreh- und Fräsmaschine.

Noch bevor er den begehrten Gesellenbrief in der Hand hielt, nutzte Tim Dickel ein weiteres Angebot seiner Limburger Berufsschule, belegte zusätzlich an der FDS das Programm „LehrePlus“. Bei dieser ausbildungsbegleitenden Abend-schule erwarb der damalige

und irgendwie am PC irgendwelche Games zockte oder ob ich abends in die Schule gehe: das ist eine Frage der Prioritäten!“ Junge Leute, die klagten, keine Zeit zu haben, die müsse man „mal nach ihrer Screen-time fragen“, schmunzelt der Maschinenbaustudent.

Wie auch immer, letztlich zahlte sein Fleiß sich aus. Wenn alles gut läuft, wird Tim Dickel sein „StudiumPlus“, das er 2022 begonnen hat, schon Anfang nächsten Jahres beenden können. Diese Studienform hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der dualen Ausbildung: Dickel ist einerseits Student, andererseits beim hessischen Heizungsbauer Viessmann in Allendorf/Eder tätig. So verläuft das „StudiumPlus“ blockweise, abwechselnd ein paar Monate im Betrieb, dann ein paar Monate auf dem Campus Frankenberg (Eder), der ein Standort der Technischen Hochschule Mittelhessen (THM) ist.

„Die machen echt alles für ihre ‚young talents‘, wie die Azubis und Studenten bei Viessmann genannt werden“, erzählt Tim Dickel. So habe er über das Unternehmen sogar drei Monate lang Einblicke in ein französisches Werk des Konzerns gewinnen und dort wohnen und mitarbeiten können. Momentan ist der Student bei der Firma mit der Entwicklung einer App befasst, bei der es um die Schaffung von KI-Grundlagen für die Auswertung von Unternehmensdaten geht. Bewusst ist der aus dem



Obwohl es eine „normale“ Realschule ist, die Tim Dickel in Nentershausen besucht hat, gab es im dortigen Technikunterricht viele ambitionierte Projekte, etwa den Bau einer „elektronischen Seifenkiste“. „Die haben wir selbst zusammengeschweißt, und das Teil konnte sogar 20 Stundenkilometer schnell fahren!“, sagt er. Fotos (2): Schmalenbach



Mit der dualen Ausbildung an der FDS als Grundlage, hat Tim Dickels Ausbildungsweg ihn inzwischen bis zum Weltkonzern Viessmann geführt (hier der Blick auf das Firmengelände in Allendorf/Eder). Foto: Viessmann Climate Solutions

Schulabschluss erwarb er hingegen an der „Freiherr-vom-Stein Realschule plus“ im Nachbarort.

Anders als etwa 70 Prozent der damaligen Mitschüler, die nach dem Abschluss aufs Gymnasium wechseln und ihr Abitur machen wollten, entschied Tim Dickel sich, eine Lehre anzutreten – obwohl er von den Noten her sehr gut lag. „Das war die richtige Entscheidung, auch aus heutiger Sicht noch“, kommentiert er seinen seinerzeitigen Entschluss, „ich würde wieder eine duale Ausbildung durchlaufen wollen.“

Im Anschluss an die Realschule in Nentershausen startete er also eine Ausbildung zum „Zerspanungsmechaniker, Fachrichtung Drehmaschinen-systeme“. „Dreher auf Deutsch“, zwinkert Dickel. Nach einem Praktikum dort hatte er eine Bewerbung an die „August Strecker GmbH & Co. KG“ in Limburg geschickt. Es klappte, er erhielt eine Zusage.

In jenem Unternehmen, das Schweißmaschinen herstellt, habe er eine „super Ausbildung gehabt“, blickt der jetzige Stu-

Schüler parallel zu seiner Lehre die Fachhochschulreife als Abschluss. Der hat es ihm ermöglicht, hiernach ein Maschinenbaustudium aufzunehmen – dessentwegen er heute eben in einer WG in Marburg wohnt.

Der Unterricht von „Lehre-Plus“ findet bewusst abends statt, damit Azubis tagsüber in ihren Betrieben beziehungsweise dem Berufsschulunterricht sein können. Gleichwohl muss man einräumen: Damit reduziert sich die Freizeit eines Jugendlichen beziehungsweise jungen Erwachsenen, da er noch mehr Zeit für Schule benötigt, als wenn er lediglich am „normalen“ Berufsschulunterricht teilnehmen und dafür Hausaufgaben erledigen oder sich auf Klassenarbeiten vorbereiten würde...

Hinzu kommt, dass Tim Dickel sich in jener Phase bereits für das angepeilte Studium vorbereiten wollte, weswegen er daheim auch noch Mathe fürs Maschinenbaustudium büffelte. Puh! Wie geht das zeitlich alles zusammen?

„Jeder Mensch hat Tag für Tag 24 Stunden zur Verfügung“, entgegnet Tim Dickel, „manche nutzen sie eben anders. Ob ich jetzt zu Hause sitze

Rhein-Lahn-Kreis Kommende fürs Studium nach Marburg gezogen. Denn Allendorf/Eder sei „sehr ländlich, für junge Leute nicht ganz so attraktiv“, beschreibt Tim Dickel. Zu Viessmann fährt er von Marburg aus mit dem Auto und benötigt etwa 35 Minuten, „aber es gibt auch Wochen, in denen ich bis zu vier Tage Homeoffice habe“, sagt der Student. Nach Frankenberg bestehe eine gute Bahnverbindung von seinem derzeitigen Wohnort aus, die stündlich verkehrt und den Studenten in 40 Minuten zum Campus der THM bringt.

Sicher, sinniert der 24-Jährige, er hätte auch 40 Jahre lang als Geselle in seinem Ausbildungsberuf weiterarbeiten können. Doch er sei wie gehabt neugierig, glaube, dass er auch nach Abschluss seines Studiums noch nicht am Ende seiner Qualifikation fürs Arbeitsleben sein wird. „Vielleicht mache ich auch irgendwann etwas ganz anderes“, betont er.

Der Vater des Wahl-Marburgers ist gelernter Betriebs-elektroniker. Ihm war es immer wichtig, dass der Sohn zunächst eine Lehre absolviert, ehe er studiert. Bei seinem derzeitigen Arbeitgeber komme es „richtig

gut“ an, dass er vor dem Studium eine duale Ausbildung absolviert hat, hat Tim Dickel beobachtet.

Ohnehin war das Elternhaus ein Grund dafür, dass der Eppenroder sich nach der Realschule in Nentershausen überhaupt für ein Handwerk interessierte. Er trat zunächst ein Praktikum bei der Limburger Firma „Limtronik“ an, die elektronische Leiterplatten und Baugruppen fertigt. Dort stellte er jedoch fest, dass eine Tätigkeit im Gewerk des Vaters

nichts für ihn ist: „Der Umgang mit Plastikgehäusen, Herummummeln, bis du irgendwelche Sicherungen abbekommst – das war nichts für mich“, lacht Tim Dickel. „Gleichzeitig bin ich durch meine körperliche Dimensionierung niemand, der in der Gießerei schwere Gullydeckel umherträgt.“ Der Zerspaner sei da „ein Mittelding“ für ihn gewesen.

Einer seiner Großväter war Zimmermeister, der andere Opa Kaufmann. Letzterer verstarb jedoch sehr früh, Tims Oma heiratete daraufhin ihren zweiten Mann, einen Ingenieur. Man könnte also sagen, dass Tim Dickel insgesamt familiär „vorbelastet“ war, was eine mögliche Ausrichtung im Job betrifft.

Tims jüngerer Bruder ist 20 Jahre alt, hat an der ebenfalls in Limburg beheimateten Peter-Paul-Cahensly-Schule Abitur gemacht mit der Fachrichtung Informatik. Nach dem Beruflichen Gymnasium hat auch er

Festivals

inzwischen ein duales Studium begonnen, bei der Deutschen Bahn, aber anders als sein Bruder nicht erst eine duale Ausbildung eingeschoben. Gleichwohl seien er und sein Bruder sich sehr ähnlich, berichtet Tim Dickel: „Wir verbringen viel Zeit miteinander, auch beim

gemeinsamen Sport.“ Die Brüder gehen gerne zusammen auf Konzerte, Festivals.

Was die sonstige Freizeitgestaltung angeht, zieht es Tim Dickel vier bis fünfmal die Woche ins Fitnessstudio, zudem zum Bouldern und Yoga. Außerdem sei er generell „gerne unterwegs“, wie er sagt, „gerne unter Menschen – ich habe eine sehr große ‚soziale Batterie‘.“ Wandern gefällt ihm gleichermaßen, „aber dann leistungsorientiert, mehrtätig und mit Schlafsack.“ Wandern auf Zeit

Wandern

findet der Maschinenbaustudent besonders spannend: „Welche Strecke schaffe ich in 24 Stunden? Vor drei Jahren habe ich 64 Kilometer zurückgelegt!“

Ob es an der Ausbildung liegt? Wenn Tim Dickel Musik hört, ist es oft „Metal“, häufig ist er dafür auf Streamingdiensten unterwegs. Jedoch schätze er ebenso andere Musikrichtungen. „Nur mit Schlager tue ich mich schwer!“, zwinkert er. Tims Eltern sind stolz auf den bisherigen beruflichen Weg ihres Sohnes, die Großeltern ebenso. Dass er bis zu diesem Punkt auf der Karriereleiter gekommen ist, liege auch an „vielen sehr engagierten Lehrern“, die er erlebt habe. „Ich bin ein großer Fan der dualen Ausbildung und des dualen Studiums – das war für mich der richtige Weg!“, urteilt der 24-Jährige.

Der hessische Heizungsproduzent, bei dem der Student momentan tätig ist, hat ihm bereits schriftlich zugesichert, nach Beendigung des Studiums im Unternehmen bleiben zu können. Dann soll er sogar direkt eine Aufgabe im Key-Account-Management übertragen bekommen. Wenn Tim Dickel im Januar 2026 sein Studium abschließt, kann er also seinen besonderen Kugelschreiber aus Titan wieder zur Hand nehmen. Und einen gewiss gut dotierten Arbeitsvertrag unterzeichnen.

Uwe Schmalenbach



Den ungewöhnlichen Stift, der komplett aus Titan besteht, hat ein Freund gedreht. „Ich habe ihn im Rahmen meiner Ausbildung kennengelernt, wir saßen in derselben Berufsschulklasse“, schildert Tim Dickel.

Direkt für die Bürger Weilburgs

BAUTECHNIK-ABI BEREITETE NEUE FACHDIENSTLEITERIN AUF IHRE AUFGABEN VOR

Wir treffen Helen Weyl im neuen Bürgerhaus von Gaudernbach. Hier hat die Stadt Weilburg, das muss man wirklich zugestehen, ein gelungenes, zeitgemäßes Zentrum für das dörfliche Leben, vor allem der vielen regen Vereine, geschaffen: Das etwa 46 mal 22 Meter große Gebäude verfügt über einen Ausstellungsraum, den auch der Ortsvorsteher nutzen kann, einen Chorraum, jeweils mit entsprechenden Lagerflächen, einen Thekenbereich nebst profimäßig ausgestatteter Küche samt Kühlzelle. Highlight ist der große Saal, den man mit einer mobilen Trennwand für zwei parallele Nutzungen unterteilen kann. 250 bis 270 Sitzplätze bietet der 265 Quadratmeter große Raum, eine 55 Quadratmeter umfassende Bühne ist ebenso vorhanden. „Und den Dorfplatz hinter dem Haus haben wir im Zuge des Neubaus ebenfalls komplett erneuert. Da können zukünftig wunderbare Dorffeste gefeiert werden“, freut sich die Bauingenieurin.

Gaudernbach ist einer von elf Stadtteilen Weilburgs. Helen Weyl ist seit September 2024 bei der dortigen Stadtverwaltung beschäftigt, als Fachdienstleiterin Hochbau. Als sie ihren Job antrat, da befand sich das Projekt Bürgerhaus gerade in seiner Hochphase. Nahezu täglich ist Weyl vor Ort gewesen. „Weil am Ende doch noch viele Abstimmungen zu treffen sind – von der Wandfarbe bis zur Sockelfarbe oder dem Fuß-

der Stadt Weilburg.“ Instandhaltungen oder Erweiterungen im Bereich der Bestandsgebäude fallen ebenfalls in die Zuständigkeit des Fachdienstes Hochbau. Und dieser muss sich um eine Menge Objekte kümmern: Die Stadt Weilburg hat circa 100 Liegenschaften.

„Für mich stand schon als junges Mädchen fest: ich will in die Baubranche“, erzählt die gebürtig aus Aarbergen-Rückershausen Stammende. 2013 ging sie an die Fachoberschule der Friedrich-Dessauer-Schule

Architektur

(FDS) mit der Fachrichtung Bautechnik. Die zweijährige Fachoberschulzeit sei eine gute Orientierung gewesen, um sich sicher zu sein, mit „Bau“ den richtigen Weg einzuschlagen, blickt sie zurück: „Ich hatte eigentlich als junges Mädel Architektur studieren wollen. Da habe ich im Vorfeld ein Praktikum bei einem Statiker gemacht und gemerkt, das ist mir ‚zu statisch‘. Architektur wiederum ist mir zu kreativ, ich brauche etwas mit Zahlen, etwas Handfestes. Und deswegen bin ich als zweite Option in das Bauunternehmen gegangen.“

Das Bauunternehmen, von dem Helen Weyl spricht, war der Ort, an dem sie das an der Fachoberschule vorgeschriebene Jahrespraktikum absolvierte. Für sie sei der praktische Einblick, die Erfahrung im Betrieb wesentlich gewesen, betont sie: „Das Bauwesen ist sehr komplex. Es entwickelt sich stetig weiter, es gibt unglaublich



Helen Weyl im großen Saal des neuen Bürgerhauses: direkt für die Bürger arbeiten. Fotos: Schmalenbach

an der FDS ab und studierte im Anschluss Bauingenieurwesen. Während des Studiums arbeitete sie jedoch weiter parallel in der Baufirma, verdiente sich etwas hinzu und heuerte dort nach dem Ende ihres Studiums, das sie als Bauingenieurin abschloss, fest an.

Dort sei ihre Aufgabe die Bauleitung im Rohbaubereich gewesen. „Da sieht man den fertigen Endausbau meist nicht, weil man sich schon wieder einem neuen Projekt zuwendet.“ Das sei bei Vorhaben wie dem in Gaudernbach anders. „Hier ist es wirklich schön, weil man von Beginn an, von der Bauleitplanung, wenn eine nötig ist, bis zum fertigen Gebäude kom-

etwas sein, wo man entsprechend reagieren muss.“ Weyl denkt an Dinge wie einen plötzlich auftretenden Wasserrohrbruch.

Solcherlei Defekte sollten am neuen Gaudernbacher Bürgerhaus eigentlich auf Jahre ausgeschlossen sein. Alles ist auf dem Stand der Zeit, mit modernen Lichtkonzepten und zeitgemäßer Medientechnik ausgerüstet. Gegenüber befindet sich das alte Bürgerhaus des Ortes, es ist in die Jahre gekommen, wie man so sagt, und in mäßigem Zustand. Ein Gutachten sollte zeigen, ob es noch sanierungsfähig wäre und falls ja, was die Ertüchtigung kosten würde. Man kam zum Ergeb-

nis, dass es nicht sanierungsfähig ist. Es folgte ein Architektenwettbewerb für das neue Gebäude.

Dies gleichwohl ist erheblich mehr als ein Ersatz des baufälligen Vorgängers. Es bietet deutlich zahlreichere Möglichkeiten, die gesamte Ortsmitte wurde aufgewertet; wo nun das Bürgerhaus steht, war vorher lediglich ein asphaltierter (Park-)Platz. Aus dem großen Saal hat man durch bodentiefe Fensterelemente den Blick auf die Evangelische Kapelle auf der anderen Seite des neuen Dorfplatzes, der hier in eine gelungene Sichtachse integriert worden ist. Natürlich wurde auch an „U3-Spielplatz“ und „Ü3-Spielplatz“ gedacht. Vom Eingang zum Bürgerhaus gibt es Lademöglichkeiten für Elektrofahrzeuge, im Foyer erinnert eine Installation an den Gaudernbacher Lahnmarmor.

„Ich finde, es ist sehr schön geworden! Wir haben auch wirklich alle sehr viel Herzblut hier reingesteckt. Ich fand gerade so beeindruckend, dass die Gaudernbacher selber ihre Unterstützung angeboten haben. Kurz vor der Eröffnungsfest zum Beispiel lag hier noch alles voll mit Bauschutt und mit Baumaterialien, die wir abtransportieren mussten. Und dann kamen Freiwillige aus dem Ort... Ich habe einen Bauschuttcontainer hier hergestellt



Die Gaudernbacher Kapelle wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet. Über den neuen Dorfplatz ist eine schöne Blickachse zwischen Bürgerhaus (rechts) und dem Sakralbau entstanden.

bodenbelag. Und man merkt dann auch erst im Zuge des Einräumens, was vielleicht noch fehlt, überdacht oder optimiert werden könnte. Das ist ein stetiger Prozess.“ Dieser Teil ihrer Tätigkeit habe nichts mit dem Klischee zu tun, wonach Behörden nur „nach Aktenlage“ arbeiteten, zwinkert Weyl. „Man darf nicht entscheidungsscheu sein. Es muss einem bewusst sein, dass man die Verantwortung hat.“

Errichtet die Stadt Weilburg irgendwo ein neues Gebäude, sind die in Diez Lebende und ihre zwei Kolleginnen vom Fachdienst Hochbau gefragt. Im Stadtteil Kirschhofen beispielsweise wird demnächst eine neue Feuerwache entstehen. „Da sind wir gerade dabei, die Bauleitplanung zu machen und den Bebauungsplan aufzustellen“, berichtet Weyl.

Doch ebenso muss sich ihre

100 Liegenschaften in kommunaler Hand

Abteilung um die Bestandsbauten in kommunaler Hand kümmern. „Ich betreue beispielsweise auch die städtischen Kindergärten, also die jeweiligen Gebäude“, schildert sie, „plus diverse historische Gebäude

lich viele Materialien, Baustoffe mit den verschiedensten Eigenschaften, die vielleicht nicht immer miteinander kombinierbar sind. Von daher ist das Bautechnik-Fachabi perfekt, weil man dafür dieses Ganzjahrespraktikum machen muss und dementsprechend in den Berufsalltag reinkommt. Ich würde das immer wieder so machen.“

Die jetzige Bauingenieurin bekam Einblicke in verschiedenste Bereiche, wie sie beschreibt: „Ich war tatsächlich auch mit draußen auf der Baustelle. Ich habe Wände gestellt, mit betonierte, Decken gelegt, gemauert, ich habe alles einmal mitgemacht – ich will halt auch kein Fachidiot sein! Wenn ich den Männern draußen heute sage, was sie zu machen haben, will ich wissen, wovon ich spreche. Denn es ist schon so, dass man natürlich als Frau ein bisschen besser vorbereitet ist, glaube ich, als ein Mann, weil man auf der Baustelle auch ein bisschen genauer beobachtet wird, als ein Mann.“

Nach der Zeit an der Fachoberschule war Helen Weyl sich endgültig sicher, dass dieser berufliche Bereich das Richtige für sie sein würde. Sie schloss 2014 mit dem Abschluss



Kein nüchterner Zweckbau: Blick ins Foyer in Gaudernbach.

plett alles mit betreut und begleitet und letztendlich auch eine Handhabe hat, das Ganze zu gestalten.“

Gleichwohl habe ihr die Arbeit in einer Bauunternehmung ebenfalls gefallen. Doch im vergangenen Jahr verspürte sie den Wunsch, sich weiterzuentwickeln – und bewarb sich breitgefächert um eine alternative Anstellung. Darunter war die Stadt Weilburg. Es kam zum erfolgreichen Vorstellungsgespräch, inzwischen ist Helen Weyl also seit einem guten Jahr bei der Stadtverwaltung beschäftigt.

„Extrem“, antwortet die 33-Jährige auf die Frage, ob sich ihre Arbeit jetzt von der vorherigen unterscheide. „Das ist das Spannende: Es ist kein Tag wie der andere. Ich habe überhaupt keine Vorstellung davon, was morgen alles auf mich wartet. Mein Beruf ist sehr, sehr vielfältig, dadurch, dass wir so viele städtische Liegenschaften haben. Da kann jederzeit mal

und die haben in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die kompletten Außenanlagen aufgeräumt und den kompletten Müll in den Container geworfen.“ Es sei eine enorm schöne Erfahrung, so die Mitarbeiterin der Stadtverwaltung.

„Jederzeit wieder, das war die beste Entscheidung meines Lebens“, sagt die 33-Jährige, danach gefragt, ob sie ihren bisherigen Berufsweg noch einmal so gehen würde. „Die Stadt Weilburg hat ein wahnsinnig tolles Team, das ganze miteinander ist wirklich super. Das Vorurteil, dass bei der Behörde nicht so ein hohes Arbeitspensum bewältigt werde, stimmt auch nicht.“

Am Vormittag ist die Fachdienstleiterin noch in einem Möbelhaus gewesen, um einen Gläserschrank fürs Bürgerhaus erstellen zu lassen. Detailarbeiten eben, die das ganze Projekt am Ende „rund machen“. Für die Bauingenieurin ist ein Aspekt ihrer Tätigkeit besonders wertvoll, wie sie hervorhebt: „Es ist super schön! Meine Arbeit und so ein Gebäude sind für die Bürger direkt. Die haben einen Nutzen davon! Dann der enge Kontakt mit der Bürgerschaft, die intensive Beteiligung – um einfach zu erfahren, was sind Wünsche und Bedürfnisse der Nutzer“, unterstreicht Helen Weyl. Abermals betont sie: „Das ist das Schöne, dass man sieht, dass man direkt für die Bürger arbeitet.“

Die Fachoberschule der FDS führt zur Fachhochschul-

Fachoberschule

reife und berechtigt zum Studium an einer Fachhochschule oder in einem gestuften Studiengang einer Universität. Zur Wahl stehen die Fachrichtungen Elektrotechnik, Informationstechnik, Maschinenbau, Wirtschaft.

Und natürlich die Bautechnik, der Schwerpunkt, den Helen Weyl für sich ausgewählt hatte. „Ich muss echt sagen: In dem Bautechnik-Fachabi von der Friedrich-Dessauer wird man wirklich gut vorbereitet. Das habe ich im Laufe meines Studiums gemerkt, die Schule führt einen gut ein. Die vereinfachten Basics einer Statik, Bauzeichnungen verstehen, Baustoffkunde: Wenn man im Studium ankommt, dann hat man zumindest ein bisschen etwas davon gehört und einen gewissen Eindruck, was einem natürlich einen Vorteil verschafft gegenüber demjenigen, der noch nie damit zu tun hatte.“

Uwe Schmalenbach



Die 33-Jährige verließ eine Baufirma und wechselte zur Stadtverwaltung.

Eine 20-Jährige wird Zimmermann

FLORIANE HÖHLER IST DER ERSTE WEIBLICHE AZUBI IN 200 JAHREN

„Zimmermann“ lautet ihre Antwort, wenn sie jemand fragt, welchen Beruf sie erlerne. Obwohl sie eine junge Frau ist, stört es sie nicht, dass der laut Duden korrekte Begriff „Zimmerin“ nicht genauso gebräuchlich ist. „Das klingt auch komisch“, findet Floriane Höhler. Und obwohl die Zimmerei von Michael Dombach bereits 200 Jahre alt ist, er sie in sechster Generation führt, ist die 20-Jährige der erste weibliche Azubi des Betriebes überhaupt.

Wo gehobelt wird, da fallen Späne, so weiß es der Volksmund. Floriane Höhler und ihr Kollege Leon Seiwert hobeln zwar gerade nicht, aber Späne fliegen dennoch umher: Die zwei Auszubildenden der Zimmerei Dombach in Hünfelden fräsen in der Werkstatt des Betriebs „Schwalbenschwanzverbindungen“ in Holzbalken. Diese werden später zu einem etwa acht mal vier Meter großen Carport zusammengesetzt werden. Die „Schwalbenschwänze“ sind ein probates, traditionelles Mittel des Zimmerers, um Balken fest zusammenzufügen, ohne zusätzlich Metall (zum Beispiel Schrauben) einsetzen zu müssen.

Zwar gibt es heute „Ab-

mit hadert, dass er statt des eigentlichen Handwerks immer mehr Verwaltungsaufgaben erledigen muss, ist er außerdem.

Er selbst habe sich über andere Berufe nie Gedanken gemacht, führt der Obermeister aus. „Mir war klar, dass man das hier weitermacht“, sagt Dombach. Holz sei „einfach ein schöner Baustoff“. Er möge dessen Haptik, den Geruch, „und es ist nicht so dreckig wie beim Maurer mit dem Kalk, Zement; oder auch das Öl bei Schlossern – Holz ist einfach ‚ein warmes Material‘.“

Der Firmeninhaber hat seine eigene Lehre bei der Frankfurter „Höchst AG“ 1986 begonnen. Im Anschluss war er zweieinhalb Jahre in einem anderen Betrieb, verdingte sich ein Dreivierteljahr bei einem Messebauer, es folgten Bundeswehrzeit und Meisterschule. 2000 übernahm er den heimischen Betrieb in Hünfelden. Privatpersonen, Architekten, Bauträger und öffentliche Stellen sind Auftraggeber.

So zu arbeiten, wie es einst sein Vater gemeinsam mit seinem Onkel tat, 40 Jahre lang erfolgreich war und auf Aushilfen setzte, sei inzwischen ausgeschlossen, schüttelt Dombach den Kopf. „Man muss feste Termine einhalten. Dazu



Die 20-Jährige fräst „Schwalbenschwanzverbindungen“ in die Balken, aus denen ein Carport entstehen soll.

beachten. Das ist schon anspruchsvoller und man muss mehr Aufklärung betreiben beim Kundengespräch. Viele haben außerdem Bausachverständige an Bord, die die Arbeit bewerten, und da müssen alle Nachweise da sein.“

Ebenfalls gewandelt habe sich, was man in seinem Handwerk können muss, sagt Michael Dombach: Mit den Kenntnissen von vor zwei Generationen sei man heute fast ein Berufsfremder. „Es ist viel umfangreicher geworden. Klar, Grundtechniken gibt es noch. Aber wir haben Terrassen mit Glas, wir haben Carports mit Folienabdichtungen, mit Kupfer mit Zink; wir montieren Fassadenverkleidungen, bauen ganze Häuser im Holzrahmenbau, dämmen das ganze.“ So sei der Beruf des Zimmerers enorm vielfältig, findet er.

Floriane Höhler sieht ihre



Der Azubi fügt eine Schwalbenschwanzverbindung zusammen.

Ausbildung im Traditionsbetrieb „als Chance, zu zeigen, dass man das als Frau auch kann. Man kann sich ja auch helfen lassen beim Balken tragen, aber eigentlich schafft man selbst richtig viel mit den richtigen Techniken.“ Vor der von Höhler gab es keine Bewerbungen von jungen Frauen, schildert Michael Dombach. Sie ist in ihrer Berufsschulklasse in der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) ebenso der einzige weibliche „Zimmermann“.

An das Bewerbungsgespräch mit der Limburgerin könne sie sich noch gut erinnern, erzählt Diana Dombach. Sie habe sie damals gefragt, warum sie sich bewerbe. Weil sie mit Holz arbeiten wolle, sei die Antwort gewesen. „Das kann man auch in der Schreinerei“, entgegnete Dombach.

Daraufhin habe die heutige Auszubildende geantwortet: „Ja, aber der Möbelschreiner baut sein Stück alleine. Ich will ein Team.“ Das habe sie sehr beeindruckt, sagt die Chefin. „Da sitzt eine junge Frau, die weiß, dass sie einen Dachstuhl nicht alleine bauen kann. Mich hat beeindruckt, dass sie gerade als junge Frau ins Team wollte. Das macht es aus, dass man füreinander da ist.“

Floriane Höhler war auf der Limburger Marienschule, hat dort nach 13 Schuljahren Abi gemacht. Im Bekanntenkreis hatte sich herumgesprochen, dass sie eine Ausbildung zur Zimmerin anfangen wolle. „Da hat jemand gesagt: ‚Ich kenne jemanden, der hat eine Zimmerei. Ich frage mal, ob der noch wen sucht‘“, erzählt sie. So entstand der Kontakt zur Zimmerei Dombach. Sie schickte ihre Bewerbung dorthin, es kam zum Vorstellungsgespräch. „Und dann ein paar Wochen später eine Woche Praktikum, um zu gucken, ob

Bekanntenkreis

das da mit den anderen Leuten passt. Am Ende der Woche haben sie mir gesagt, dass ich anfangen kann.“

Der Weg Leon Seiwerts war ähnlich. Ihm nannte ein Bekannter ebenso den Betrieb von Michael und Diana Dombach, ein ehemaliger Mitarbeiter der Zimmerei. An der Marienschule in Limburg hat er sein Fachabi gemacht und früh angefangen, nebenher als Aushilfe auf einem Campingplatz zu arbeiten. „Wenn man sein eigenes Geld verdient, das ist einfach etwas Cooles. Und wenn man weiß: Okay, wenn ich mir dieses oder jenes kaufe, muss ich vier Stunden dafür arbeiten. Dann überlegt man



Leon Seiwerts Hobby ist Fußball, „insgesamt viel Sport“. Floriane tanzt in der Freizeit gerne Garde- und Showtanz und hat einen Jagdschein.

zweimal, ob man etwas kauft – das Taschengeld von der Mutti hat man einfach ausgegeben“, unterstreicht Seiwert. „Man schätzt es auch mehr wert, wenn man das Geld, das man selbst verdient hat, ausgibt“, pflichtet Floriane Höhler bei.

Wie die 20-Jährige ist auch Leon Seiwert Azubi bei den Dombachs. „Ich bin im ersten Lehrjahr. Wir bekommen Geld dafür, dass wir manchmal drei oder vier Wochen in der Schule sitzen! Das ist schon echt...“ Er zieht die Augenbrauen hoch.



In einem kleinen Häuschen in Herringen vom Anfang des 20. Jahrhunderts hat die Zimmerei das Fachwerk-Eichenholz ausgebaut, die Gefache aufgemauert, das Dach abgerissen, ein neues errichtet. Jetzt wird der neue Dachstuhl von innen gedämmt. Fotos: Schmalenbach

Im ersten Ausbildungsjahr sind der 18-Jährige und Floriane Höhler in der „Baugrundstufe“. Deren schulischer Teil erfolgt in der FDS, im benachbarten Ausbildungszentrum lernen sie die praktischen Arbeiten kennen – zusammen mit 25 Straßenbauern, zwei Fliesenlegern. Zimmerleute gibt es in dem Kurs vier.

„Im ersten Lehrjahr müssen wir in der Grundstufe zusam-

men arbeiten. Wir hätten mit Abi oder Fachabi auch im zweiten anfangen dürfen, aber ich habe halt für mich entscheiden, im ersten anzufangen, weil man da viel lernt. Fliesen legen, Schalungen machen, mauern, pflastern – so viel, das einfach gut ist, wenn du es kannst. Vor allem, wenn man nicht das Geld hat, sich für jede Kleinigkeit eine Firma zu holen“, gibt Leon Seiwert zu bedenken. „Irgendwann kannst du dein eigenes Gartenhäuschen bauen oder einem Freund helfen, wenn bei ihm was kaputt ist“, sagt der Sohn eines Kfz-Mechanikers. Der zeige ihm übrigens, wie er seinen „Golf“ warten könne, den er zum Achtzehnten bekommen hat. „Und das ist viel cooler, wenn du das selbst machen kannst! Manche scheitern daran, einen Akkuschrauber richtig zu halten...“

Leon Seiwert hat schon immer viel draußen gearbeitet. „Mein Opa war Hausmeister einer Kirche und eines Kindergartens bei uns im Dorf. Da habe ich immer geholfen; und immer viel mit Holz gemacht.“ Zunächst wollte er Schreiner werden, aber der Vater seines Cousins hat diesen Beruf ergriffen – und riet ihm ab: „Der ist in einer Firma, die bauen fast nur noch Fenster ein.“ Darum habe der Verwandte empfohlen, sich den Zimmermann anzusehen.

Floriane Höhler hat ebenfalls bereits vor Ausbildungsbeginn erste handwerkliche Erfahrungen gesammelt, „bei Freunden den Dachboden mit ausgebaut, vorher komplett abgerissen“, erklärt sie. „Ich habe mir zwei, drei Jahre mehr Zeit genommen, habe erst normal mein Abi gemacht, weil ich einfach nicht wusste, was ich be-

bundanlagen“, die solche und andere Arbeitsschritte automatisiert mittels CNC-Technik erledigen, doch Michael Dombach möchte, dass seine Azubis lernen, wie man sie von Hand hinkommt. „Es ist für die Ausbildung besser! Das Wichtigste an unserem Beruf ist auch, sich räumlich vorstellen zu können, was man da gerade abschneidet am Holz oder anzeichnet“, so der Firmenchef. „Der Maurer bekommt sein Material auf die Baustelle geliefert, bekommt einen Plan und fängt an. Wir müssen hier im Betrieb erst alles so zuschneiden, dass es später bei der Montage auf der Baustelle

Manufaktur

auch passt!“ „Wir machen noch alles manuell – komplett“, ergänzt seine ebenso in der Zimmerei tätige Ehefrau Diana. „Modern würde man sagen: Wir sind eine Manufaktur.“

Dombach ist nicht nur Lehrherr von Floriane und Leon, sondern außerdem Obermeister der Zimmerer-Innung Limburg-Weilburg. Und, das wird schnell spürbar, ein leidenschaftlicher Zimmerer, der da-

braucht man halt Belegschaft.“ 13 Mitarbeiter gibt es in der heutigen Zimmerei in Hünfelden. Damit sei man als Handwerker mehr und mehr „berufsfremd“ tätig, müsse sich um Fragen der Unternehmensführung kümmern, Dokumentationspflichten erfüllen, das Personalwesen bewerkstelligen.

„Das ist im Handwerk generell so geworden“, verdeutlicht Diana Dombach. Sie managed einen Teil der Bürotätigkeiten. „Die Generation des Schwiegervaters würde damit gar nicht mehr klarkommen, wenn die E-Rechnung ansteht und andere Anforderungen.“

Daneben, das sagen beide, seien die Kunden heute anspruchsvoller und damit die Angebote komplexer geworden. „Früher hat man einen Rohbau gehabt und dann kam das Dach drauf und man war fertig“, erläutert Michael Dombach. „Heute setzen wir ganze Holzhäuser auf Altbauten drauf, und dann geht es um Dämmung, Verkleidung, Ausbau. Es gibt viel mehr Materialien, man muss sich mit deren Zulassungen auseinandersetzen, Anforderungen an Gebäudeklassen samt Brandschutz

ruflich machen möchte. Nach dem Abitur habe ich festgestellt, dass ein Studium nicht meins ist – noch weiter lernen.“

Die junge Limburgerin schob ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in einer Grundschule ein. Sie schwankte daraufhin: wirklich etwas Handwerkliches arbeiten oder doch eher im Sozialen? „In der Schule beim FSJ, das war ein schönes Jahr, aber ich konnte mir nicht vorstellen, 40 Jahre lang in der Schule zu sein... Deswegen wollte ich es jetzt mit dem Handwerk probieren. Ich mache hier bei Michael Dombach die Ausbildung, und wenn ich im Anschluss noch etwas in Richtung Bau studieren will, kann ich das immer noch machen. Aber bis jetzt gefällt es mir sehr gut hier.“

Ihr Kollege Leon Seiwert wirft einen weiteren Aspekt ein: „Handwerker werden die einzigen sein, die niemals von KI ersetzt werden können! Du kannst keinen Roboter aufs Dach stellen.“

IT-Assistent brachte Orientierung

FÜR MARCEL GOSE WAR DIE ZWEIJÄHRIGE VOLLZEITSCHULE EINE BRÜCKE

Eine ganze Weile lang habe er nicht recht gewusst, in welche Richtung er sich beruflich orientieren wolle, schildert Marcel Gose. Die Qualifizierung zum „staatlich geprüften technischen Assistenten für Informationsverarbeitung“ jedoch habe Klarheit und letztlich den Einstieg bei der Limburger „Pauly Büromaschinen Vertriebs GmbH“ gebracht. Der inzwischen 19-Jährige hat diesen Bildungsgang, wie ihn die Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) als zweijährige schulische Vollzeitausbildung ermöglicht, an der Staatlichen Fachschule Weilburg-Hadamar durchlaufen, nachdem er mit dieser an einem „Tag der offenen Tür“ in Kontakt kam.

„Ich hatte nach Haupt- und Realschule nicht so wirklich den Plan, was ich machen will. Einen Monat, bevor die Realschule zu Ende war, habe ich mir Gedanken gemacht, was ich in der Zukunft tun möchte. Also langfristig – und dabei ebenso darüber nachgedacht, was in der Zukunft gebraucht werden wird“, erzählt Marcel Gose.

Er überlegte, was er in seiner Freizeit gerne tue: Er arbeitete viel an Laptops, befasste sich mit der Codierung des beliebten Browsers „Firefox“. „Und dann habe ich mir gesagt, dass ich mehr so der Technik-

Technikfan

Fan bin, Hardware, Software. Daraufhin habe ich geschaut, in welchem Berufsfeld so etwas vorkommt. Ich habe selber recherchiert dazu und mich mit meinen Eltern unterhalten.“

Doch IT, „Informationstechnik“, sei eben ein sehr weit gefasster Oberbegriff, stellte Gose fest. „Da war ich erst einmal erstaunt, was alles darunter fällt!“, blickt der junge Erwachsene zurück. Er suchte Schulen, die im IT-Bereich ausbilden, „hier in der Nähe. Denn ich war nicht wirklich bereit, weit weg zu gehen“, sagt er.

Sein Vater machte ihn daraufhin auf die Staatliche Technikakademie Weilburg aufmerksam, schickte ihm einen entsprechenden Link zu einem der dort angebotenen Ausbil-

Wohnheim der Schule. „Ich habe dort viel praktisch gemacht, mich mit IP-Adressen und Patchen beschäftigt, Löten – alles, was man an technischem Wissen braucht, um irgendwo in der IT eingesetzt werden zu können.“

Im Anschluss an die Ausbildung zum technischen Assistenten für Informationsverarbeitung suchte er nach einem Ausbildungsplatz in einem Unternehmen, der zu seinen

Gewiss: Einerseits muss bei der Einrichtung eines Konferenzraumes jemand den Beamer befestigen. „Genau, er darf nicht runterfallen“, zwinkert Pauly. „Andererseits muss der Beamer in ein Netzwerk integriert werden. Man braucht als Dienstleister also Mitarbeiter, die in beiden Bereichen fit sind. Deswegen passt der Ausbildungsgang zum Assistenten für Informationstechnik zu unserem Medientechnikbereich

ähnlich dem Kraftfahrzeugbereich, in dem aus dem Mechaniker der Kfz-Mechatroniker geworden ist, „weil heute überall ein Kabel dran ist“, verdeutlicht Pauly.

Mittlerweile finden sich im Portfolio des Unternehmens ebenso Raumgestaltung und Designberatung samt Büromöbelprogramm, Licht- und Tontechnik, Trainings, Workflowoptimierungen, Webservices und etliches mehr. Sogar

oder der Drucker nicht funktionierte, sind viele Unternehmen durch alle Branchen inzwischen völlig von der Technik abhängig – und ohne sie aufgeschmissen. Selbst die Telefone sind mittels „Voice over IP“ mit der IT verbunden, vielleicht kommt ein Warenwirtschaftssystem hinzu. „Funktioniert das System nicht, kann keine Bestellung mehr ausgelöst werden. Der Kunde unseres Kunden bekommt keine

wirklich eine sehr strikte Hierarchie da ist.“

„Wir sind eigentlich durch die Ausbildung groß geworden. Es ist für uns immer toll, selbst auszubilden“, fügt Frederik Pauly an. „Es ist uns lieber, wenn wir uns die Leute ‚heranziehen‘ und versuchen, die jungen Leute an uns zu binden. Wenn ich in einem Unternehmen lerne und dort bleibe, weiß ich, was mich erwartet. Ich kenne das Umfeld, ich kenne meine Kollegen. Kommt jemand von außen, ist immer die Frage: Fühlt er sich wohl, passt er ins Unternehmen?“

Der Geschäftsführer räumt ein, dass es durchaus herausfordernd sei, weiterhin die passenden Bewerber zu finden, gerade Azubis. „Wir haben für das nächste Jahr noch immer einige Stellen unbesetzt“, erklärt er. So könne noch jemand seine Lehre starten als Fachkraft für Lagerlogistik, IT-Systemkaufmann, Kauffrau für Büromanagement. „Für den Fachinformatiker für Systemintegra-

Vakanzen

tion haben wir sogar noch drei offene Stellen; Kaufmann für Marketingkommunikation wäre ebenfalls vakant und ebenso Informationselektroniker für Bürosysteme.“

Die Technikakademie habe ihm ein gutes Rüstzeug für die Aufgaben mitgegeben, die ihn in der Medientechnik seines jetzigen Betriebs erwarten, glaubt Marcel Gose. „Wir sind hier bei Pauly vielfach eigentlich Techniker auf Montage, bauen zum Beispiel oft Serverschränke beim Kunden auf. Beim Assistenten in Weilburg hat man gelernt, worauf man achten und wie man vorgehen muss. Das ist halt praktisch, weil man immerhin Grundwissen in diesen Dingen mitbringt.“ „Das hilft dir auf jeden Fall“, bestätigt sein Chef.

Marcel Gose macht auf einen weiteren Aspekt aufmerksam: Die zwei Jahre Vollzeitschule auf dem Weg zum Assistenten für Informationsverarbeitung seien eine gute Orientierung sowie eine Brücke zwischen den beiden Bereichen „Schrauben“ und „Programmieren“ gewesen. „Wenn man nicht weiß, was man beruflich machen will, ist es aus meiner Sicht die beste Option mit dem Assistenten. Man bekommt Einblick in viele Bereiche der IT und hat immer den praktischen Teil dazu!“

Ganz wie in der Medientechnik eben. „Das ist eine gute



Eine typische Situation seines Arbeitsalltags: Marcel Gose zeigt dem Kunden, wie er den großen Bildschirm im Konferenzraum mit dem Tablet ansteuern kann. „Das funktioniert in Echtzeit über ein ‚Dongle‘“, erläutert der 19-Jährige. Fotos: Schmalenbach

Grundkenntnissen passen würde. Bei der „Pauly Büromaschinen Vertriebs GmbH“ in Limburg wurde er fündig: Fachinformatiker für Systemintegration. Als Berufsschule steht die FDS auch bei dieser Wahl bereit.

„Der Marcel ist bei uns in der Medientechnik“, erläutert sein jetziger Chef Frederik Pauly, „und wir bauen in der Medientechnik zum Beispiel Konferenzräume, machen Akustik, Ausleuchtung oder

eigentlich ganz gut.“

Diese Abteilung wächst nach Darstellung des Geschäftsführers deutlich: „Jede Firma braucht einen Konferenzraum, gerade durch ‚Corona‘ ist der wichtiger geworden. Die Mitarbeiter arbeiten mehr von zu Hause, und da ist es wichtig, dass die Technik gut ist. Die Firmen sind bereit, für einen schönen Raum Geld auszugeben. Die Firmen möchten moderne Technik. Wir haben jetzt um die 16, 17 Mitarbeiter in diesem Bereich und versorgen bundesweit Kunden, darunter ebenso Hotels“, führt Frederik Pauly aus. Die Medientechnik sei dabei sehr ab-

Hotels

wechslungsreich, reiche vom Werbefenster mit Display „bis zum riesigen Konferenzzentrum, Chefetage, mit abhörsicherem Büro – das ist sehr breit gefächert.“

Um die 170 Mitarbeiter an fünf Standorten sind für das Unternehmen tätig, wobei die Medientechnik von Pauly ausschließlich in Limburg angesiedelt ist. Zehn bis zwölf Auszubildende betreut die Firma, die Hans-Josef Pauly in den 1950er-Jahren in einem kleinen Ladenlokal in der Salzgasse in Limburgs Altstadt als „Zentrum der Bürowelt“ gegründet hatte. Heute ist dort die „Schreibkultur“ untergebracht, die zur Pauly-Gruppe gehört und Schreib- und Lederwaren sowie Dekoartikel anbietet.

Groß geworden ist der Anbieter vor allem mit Kopierern. „Das hat sich immer mehr in die IT entwickelt“, blickt Frederik Pauly zurück. „Und auch die Kopierer haben heute eine Software hinterrand oder irgend einen Prozess. Von daher kommt man zugleich ohne Notebook nicht aus. Alles wird zu IT.“ Die Entwicklung sei

ein eigenes Rechenzentrum betreibt die „Büromaschinen-Vertriebs“-Firma inzwischen. Deswegen heizt über einen Wärmetauscher die Firmengebäude in der Limburger Kapellenstraße. Die unterirdische Einrichtung ist stark gesichert und beispielsweise mit einer CO₂-Löschanlage und Brandfrüherkennung ausgestattet.

Ein Grund für die Verbreiterung des Leistungsangebots ist dem Geschäftsführer zufolge der Wunsch vieler Kunden, nicht mit mehreren Dienstleistern sprechen zu müssen, sondern alles vom Schreibtisch bis zum darauf stehenden Computersystem aus einer Hand zu bekommen, inklusive Wartung und Reparatur. „Wenn ich für jedes Gewerk eine andere Firma beauftrage, ist das Zusammenspiel mitunter schwierig. Gibt es Probleme, schiebt einer die Schuld auf den anderen. Wenn ich einen Dienstleister habe, dann weiß ich auch, wer verantwortlich ist, wenn etwas nicht klappt“, stellt Pauly heraus.

Weitaus wichtiger als die gelieferten Produkte sei darum der Service, betont er. Denn jedes Computermodell könne man ebenso gut anderswo kaufen, insbesondere online. „Das

Kopiertechnik

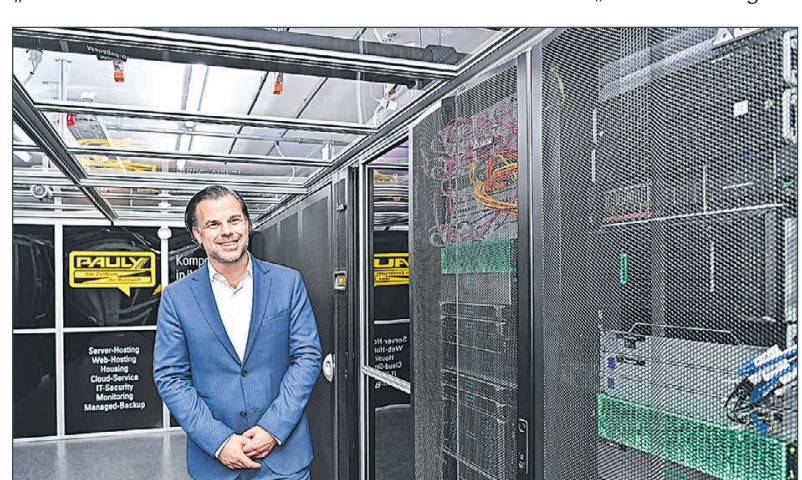
ist auch bei der Kopiertechnik so: Der Kunde ist relativ verwöhnt – wenn es eine Störung gibt und der Kopierer steht, kommt innerhalb von einem Tag jemand von uns und löst das Problem. Das ist eigentlich unser Steckenpferd. Und in der IT ist es genauso, wir haben ein ‚First-Level-Support‘, der immer gut besetzt ist, so dass der Kunde ein gutes Gefühl hat und wir ihm möglichst schnell weiterhelfen können.“

War es früher ärgerlich, wenn der Computer mal hing

Ware mehr und so weiter“, erläutert Pauly.

Er sei froh gewesen, als er noch in diesem Jahr die Zusage aus dem Limburger Unternehmen erhielt, dort anfangen zu können. „Sonst hätte ich bis August 2026 warten müssen“, so Marcel Gose. Für ihn sei der Wechsel von der Schule ins Unternehmen ein großer Unterschied gewesen, räumt er ein: „Weil ich vorher noch nie gearbeitet habe, auch keinen Aushilfsjob hatte. Es ist schon ungewohnt, und die Lernkurve ist recht steil. Für mich war es schon relativ schwer.“

Gose erzählt, dass es ihm außerdem anfänglich nicht bewusst gewesen sei, welche Bedeutung seine Arbeit aus Kundensicht bekommen kann. „Wenn der Kunde ein Problem



Der Geschäftsführer gestattet einen Blick ins neue Rechenzentrum. Auch solche Leistungen fragen die Kunden des Unternehmens heute nach.

hat, ist es gut, wenn man zur Lösung beitragen, wenn man helfen kann“, freut er sich. „Ich bin Mitglied in der ‚Maschine‘, ich trage dazu bei, dass die Abteilung Medientechnik wächst. Und man merkt, dass alle Spaß daran haben, sehr freundlich untereinander sind, miteinander als Team arbeiten und nicht

Mischung“, urteilt der junge Runkeler. „Ich bin sehr software- und hardwaremäßig in der IT aktiv, aber gleichzeitig bin ich bei Kunden unterwegs. Diesen Weg einzuschlagen, das ist die beste Entscheidung meines bisherigen Lebens gewesen!“

Uwe Schmalenbach



Frederik Pauly (links) findet, dass Marcel Gose mit der Vorbildung als Assistent für Informationsverarbeitung gut in den Bereich Medientechnik passt.

dungsgänge, der über zwei Jahre geht, eben wie an der FDS. „Ich habe mich eingelese, was dort gemacht wird“, beschreibt Gose. „Das Beste war dann noch: Ehe das neue Schuljahr für mich angefangen hätte, war in Weilburg ‚Tag der offenen Tür‘. Da habe ich mich näher erkundigt. Es hat mir dort Spaß gemacht, es war interessant, mit den Lehrern zu reden, die dabei waren.“

Die Eindrücke von der Veranstaltung waren für den jetzigen Pauly-Auszubildenden positiv, er bewarb sich daraufhin an der Weilburger Schule. Und konnte im September 2023 dort anfangen. Zwei Jahre lang blieb Gose in Weilburg, zog nach einer Weile sogar ins

bauen Werbedisplays zum Beispiel für Banken. Da passt der Assistent für Informationsverarbeitung als Grundlage ganz gut rein, weil die Medientechnik ein ‚Mittelfeld‘ zwischen IT und praktischer Tätigkeit ist. Wir haben doch viele Montageaufgaben zu erledigen.“ Beamer und Displays etwa seien zu montieren, legt der Geschäftsführer dar. „Oftmals auch an Arbeitsplätzen etwas einbauen, Mikrofone installieren – das ist ein doch sehr handwerklastiger Bereich der IT, und ich kann mir vorstellen, dass das gut matcht. Denn man hat etwas anzufassen, sitzt nicht nur im Büro vor dem Laptop, sondern ist oft beim Kunden, ist relativ viel im Außendienst.“



„Genau das Richtige für uns“

MICHAEL STOCK FINDET DIE DUALE AUSBILDUNG ZUM INDUSTRIEBETRIEB PASSEND

Als die August Strecker & Co. KG gegründet wird, da ist Düsseldorf der Sitz des Unternehmens. Man schreibt das Jahr 1933, und weil die furchtbaren Wirren jener Jahre der Chefetage alsbald Sorgen bereiten, will sie die Großstadt am Rhein lieber verlassen. Der Betrieb zieht um in eine Kleinstadt an der Lahn. Seit 1943 ist Strecker darum in Limburg ansässig, das aktuelle Firmengelände wird seit 1952 genutzt. Von dort gehen die Produkte – Schweißmaschinen – zu über 90 Prozent in den Export. Die Kunden des Weltmarktführers stammen aus 110 Ländern, in etwa 60 unterhält Strecker eigene Vertriebsstrukturen. 2007 erwirbt Michael Stock (gemeinsam mit seinem Bruder) die Hauptanteile am Unternehmen. Seither ist der Maschinenbau-Ingenieur als geschäftsführender Gesellschafter Chef der rund 90 Mitarbeiter. Mit ihm sprach Uwe Schmalenbach über die duale Ausbildung in seinem Haus.

Bei „Handwerk“ denken viele vermutlich zuerst an einen eher kleineren Betrieb, den Maler aus der Nachbarschaft, den Schreiner zwei Straßen weiter. Strecker jedoch ist ein Industrieunternehmen, Ihre Kunden sind ebenso Industriebetriebe; als Privatmann habe ich

für sogenannte Stumpfschweißmaschinen vermutlich weniger Verwendung. Passt das System der dualen Ausbildung auch für Ihre Anforderungen?

Die duale Ausbildung ist durch und durch genau das Richtige für uns! Das muss man einfach sagen. Die Jugendlichen sind im Unternehmen und lernen erst einmal eine Form kennen: Wie komme ich morgens hier rein? Wie sind meine Arbeitszeiten? Wie gehe ich mit Kollegen um? Wo ist mein Arbeitsplatz? Dann Zeiterfassung, feste Regeln – das ist schon eine Umstellung für jemanden, der von der Schule kommt. Und da muss er hineinfinden, er muss begleitet werden. Deswegen haben wir zu Beginn der Ausbildung eine „Azubi-Kennenlernphase“, damit der Einstieg erleichtert wird. Was das duale System betrifft, so sind wir froh, dass wir entsprechende, dazu passende Schulen an unserem Standort haben! Wenngleich die technischen Produktdesigner zum Berufsschulbesuch nach Dillenburg müssen, was schon eine Herausforderung darstellt.

Warum ist das herausfordernd?

Der- oder diejenige muss ja dann im Grunde einen Führerschein haben, weil der Öffent-

liche Personennahverkehr nicht immer passende Verbindungen bietet.

Über 90 Prozent Ihrer Produkte gehen in den Export. Ist es für die jungen Menschen ein Faktor, dass sie bei Ihnen als international ausgerichtetem Industriebetrieb etwas „weite Welt“ schnuppern können?

Da müssen Sie die Jugendlichen fragen. (schmunzelt) Aber unsere Beobachtung ist, dass das Unternehmen für sie interessant ist, auch wenn nicht gleich jedem klar ist, was „Stumpfschweißmaschinen“ bedeutet. Man merkt im täglichen Umgang, dass die Internationalität auch eine Herausforderung darstellt. Etwa in der Kommunikation – viel passiert in Englisch, per E-Mail, aber ebenso am Telefon. Dann wird schnell mal KI oder „google translate“ benutzt, was natürlich nur bedingt erwünscht ist.

Weshalb nicht?

Es ist besser, sich der Kommunikation selbst zu stellen und das Miteinander mit den Kunden dabei zu lernen. In der Produktion ist das eine reine Typsache.

Wie meinen Sie das?

Es gibt Leute, die wollen hier vor Ort an der Maschine arbeiten, und wir müssen sie ein bisschen heranzuführen: „Könntest du dir auch vorstellen, international unterwegs zu sein?“ Was für mich persönlich immer ein mega positiver Effekt war – rauszukommen, man lernt andere Kulturen kennen, ist schnell da, aber ebenso schnell wieder zu Hause. Wir haben keine langen Auslandseinsätze. Doch unter dem Strich gesehen gibt es eher Hemmungen, auf Reisen zu gehen, vor allem auf außereuropäische. Und wenn man auf Reisen ist, sprechen in der Regel beide Seiten Englisch nicht als Muttersprache, was die Verbindung noch einmal komplizierter macht. Doch die Jungen erledigen eine Inbetriebnahme beim Kunden natürlich nicht alleine, sondern haben immer einen Erfahrenen zur Seite.

In Ihrer Produktion hat sich sehr viel verändert gegenüber früher: Der „Dreher“ heißt heute „Zerspanungsmechaniker“, Drehbänke sind indessen computergesteuerte High-Tech-Apparate. Das Unternehmen muss sich ebenso permanent anpassen, Produkte modifizieren. Halten die Inhalte, die die Berufsschule vermittelt, Schritt?

Je mehr Technik hier in der

Produktion steht, desto größer wird die Herausforderung für den Auszubildenden. Natürlich muss er mit der entsprechenden Grundqualifikation kommen – die Berufsschule bildet ihn da ja auch aus und unterstützt das. Und der zweite Baustein im dualen System sind die Kollegen hier vor Ort, die die jungen Menschen an die Maschinen, die wir hier haben, heranzuführen. Ich glaube, das

erfordert eine große, auch zeitliche Flexibilität. Sie können nicht alles Jahre im Voraus planen: Wenn Sie den Bedarf des Kunden nicht decken, tut es ein Wettbewerber...

Genau! Kundenspezifische Anforderung heißt auch, dass wir das Teil zum Zeitpunkt der Bestellung noch gar nicht konstruiert haben. Der Produkt-



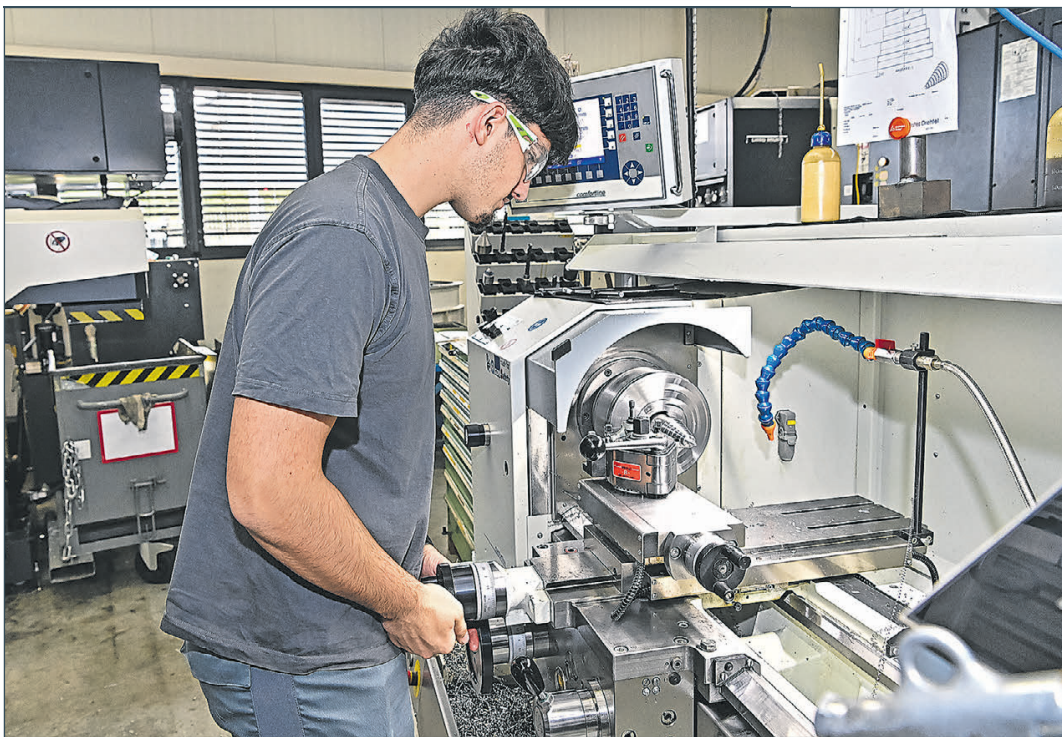
Michael Stock hat sein Maschinenbaustudium an der Fachhochschule Wiesbaden/Hochschule RheinMain 1999 als Diplom-Ingenieur beendet. Seit 2007 ist er Chef von Strecker.

FÜNF VERSCHIEDENE BERUFE ERLERNBAR

Seit zwei Wochen arbeitet Merlin Wilhelm erstmals an einer für den Laien kompliziert aussehenden Drehmaschine. Auf einem großen Display tanzen allerhand Zahlen umher, der Blick des jungen Mannes wechselt wieder und wieder zwischen dem Edelstahlwerkstück, das er bearbeitet, und den Anzeigen. Die Werte bewegen sich im Bereich von Tausendstelmillimetern. Wilhelm ist Auszubildender zum Zerspanungsmechaniker im ersten Lehrjahr bei der August Strecker GmbH & Co. KG.

„Grundsätzlich ist es auf jeden Fall wichtig, Respekt vor der Maschine zu haben“, antwortet er auf die Frage, ob es nicht sehr herausfordernd sei, nach der Zeit an einer allgemeinbildenden Schule plötzlich mit solch moderner Technik umgehen zu müssen. „Ich bin aber durch den Leiter der Drehabteilung super eingearbeitet worden, und wenn man das alles weiß, ist es nicht mehr so kompliziert.“

Zunächst stand für ihn ganz zu Beginn



Zerspanungsmechaniker-Azubi Merlin Wilhelm arbeitet mit Respekt an der für ihn noch recht neuen Drehmaschine, wie er betont. Fotos: Schmalenbach

der Lehre eine Grundausbildung in einer Lehrwerkstatt an, die Strecker eigens eingerichtet hat und in der die Nachwuchs-Metaller ihren abgetrennten Bereich haben. „Wenn man dann hier runter kommt (Anm. d. Red.: gemeint ist die komplexe Drehmaschine in der Produktion), das macht schon Spaß“, sagt Merlin Wilhelm über seinen neuen Einsatzort. Er sei durchaus stolz, dass er mit so wertvollen Anlagen des Betriebs arbeiten dürfe, nicht er, darauf angesprochen: „Deswegen auch mit Vorsicht da ran gehen. Lieber vier-, fünfmal mehr fragen, anstatt einmal zu wenig und dann knallt's. Es ist ein absoluter Traum hier im Betrieb: Wenn etwas unklar ist, kann ich immer zum Abteilungsleiter gehen, das ist gar kein Problem. Da bin ich auch sehr dankbar für und froh drüber“, hebt er hervor.

In der von Wilhelm erwähnten Lehrwerkstatt sind gerade drei weitere Azubis fleißig. Zwei von ihnen sind im zweiten, einer im ersten Lehrjahr. Alle drei wollen Industriemechaniker werden, ein weiterer der insgesamt fünf bei Strecker angebotenen Ausbildungsberufe (ebenso wie technischer Produktdesigner, Industriekaufmann, Elektroniker für Betriebstechnik und eben Zerspanungsmechaniker). Klar, der Wechsel von der allgemeinbildenden Schule in den Betrieb sei schon eine Um-

stellung gewesen, das bestätigen auch sie. Das frühe Aufstehen etwa: eineinhalb Stunden eher, als wenn es zur Schule ging. Oder das ganztägige Stehen in der Werkstatt, das habe anfänglich „Beinschmerzen des Todes“ verursacht. Doch man gewöhne sich daran, sagen die beiden Auszubildenden des zweiten Lehrjahres. Die Nachwuchshandwerker betonen, dass sie stets sehr gut eingearbeitet und auf die jeweiligen Aufgaben vorbereitet würden. „Es ist wirklich alles Übungssache“, finden die drei.

„Bisher gefällt es mir eigentlich ganz gut. Ich habe schon verschiedene Tätigkeiten gemacht – jetzt nicht nur in der Elektroabteilung, sondern auch mal etwas Mechanisches. Ich habe mal gefeilt, auch mal gesagt, damit ich so ein paar Grundlagen kennenlernen“, berichtet Elias Poll. Gerade schiebt er eine Maschine durch eine der Hallen seines Lehrbetriebs. Er war vorher an der Realschule, „und ich habe noch nicht so viel mit Handwerk zu tun gehabt vorher, da muss ich ehrlich sein.“ Jetzt erlernt er bei Strecker den Beruf des Elektronikers für Betriebstechnik.

Er ist überzeugt, dass es die richtige Entscheidung gewesen sei, ins Handwerk zu gehen. „Weil man auch fürs Privatleben etwas dazulernen kann. Man kann Sachen selber machen, zu Hause.“

Henk van Heerden

macht es dann nachher auch für den einen oder anderen Bewerber interessant, hierher zu kommen. Weil wir im Grunde schon vermehrt versuchen zu automatisieren. Es ist attraktiv, wenn man das schon in der Ausbildung erlebt hat und nicht in die Serienfertigung geht im Sinne von „Ich mache 500-mal das gleiche Teil“. Sondern ich kann verschiedene Roboter oder Einlegesysteme programmieren und habe eher Kleinserien. Das ist ein Pluspunkt.

Und die Berufsschul-Theorie ist für die Bedürfnisse eines sich derartig wandelnden Industriebetriebs weiterhin geeignet?

Die Schule steht sicher vor einer riesigen Herausforderung, was das angeht, keine Frage. Aber der Landkreis Limburg-Weilburg (Anm. d. Red.: Er ist Träger beispielsweise der Friedrich-Dessauer-Schule) hat in den letzten Jahren sehr viel investiert in die Berufsschulen. Man sieht es gerade an der Dessauer-Schule mit Dingen wie dem Technologiezentrum. Was da geschaffen wurde, zeigt, wie schnell die Technik sich ändert, und wie die Schule den Wandel begleitet. Also ich fühle mich da sehr gut aufgehoben mit der Dessauer-Schule als Partner für die duale Ausbildung. Man hört ja ohnehin in seinem Leben nicht auf, zu lernen. Die duale Ausbildung ist insofern, was man zu Beginn als Basis dafür mitbekommt, und ich glaube, die Schule bildet eine gute Basis.

Sie arbeiten auf Bestellung. Das

designer, ebenfalls ein Ausbildungsberuf, den wir anbieten, muss ein Teil womöglich erst konstruieren, dann muss es gefertigt werden, und hinsichtlich der Lieferzeiten – wir reden bei Standardmaschinen über acht bis zehn Wochen, bei Sonderkonstruktionen sind es auch mal 16 Wochen, 18 Wochen und länger – sind alle gefordert, den Zeitplan einzuhalten.

Bis 2007 waren Sie bei der „Luft-hansa“ tätig. Wenn Sie einmal mit damals vergleichen bitte, wie die Azubis einst drauf waren und es in der Gegenwart sind: Stimmt der den jungen Menschen gemachte Vorwurf, dass sie heute träge seien, wenig motiviert, ihnen elementare Dinge fehlen?

Ich sehe das deutlich positiver, als es häufig in der Öffentlichkeit diskutiert wird. Die Jugendlichen haben – und zwar in jeder Generation – ihren „besonderen Touch“. Natürlich sind die Rahmenbedingungen jetzt ganz anders – Social Media, die ganze Digitalisierung. Ich glaube, als ich jung war (Anm. d. Red.: Michael Stock ist 1973 geboren), hat die ältere Ausbildergeneration genauso über „die Jugend“ gesprochen und gesagt: „Das geht so nicht weiter.“ Wir sehen das hier sehr positiv – wir haben einen Mix. Dem einen geht alles schnell von der Hand, der andere braucht etwas mehr Unterstützung. Wir geben allen die Chance mit, am Ende auf dem Arbeitsmarkt mit einer guten Ausbildung einen guten Job zu finden, selbst wenn es nicht bei uns ist.



Elias Poll schiebt eine Maschine durch eine Halle bei Strecker. Das Unternehmen erhält viele Bewerbungen. So seien alle Ausbildungsplätze für 2026 bereits vergeben. „Wenn sich jetzt ein junger Mensch für eine Ausbildung bei uns interessiert, müssen wir ihn schon auf 2027 vertrösten“, sagt Prokurist und Personalleiter Kim Schmitt. Derzeit gibt es im Limburger Industriebetrieb 17 Auszubildende.

Eine Menge Fachwissen – und ebenso viel Zuwendung

IN LIMBURGER AUTOWERKSTATT ERLEBEN ANGEHEND E KFZ-MECHATRONIKER IMMER MEHR ELEKTRONIK UND EINE BEINAHE VÄTERLICHE AUFMERKSAMKEIT

Viktor und Katharina Wöhl lächeln viel, wenn sie über ihre Arbeit sprechen, sie von ihrer „Liebe zum Beruf“ erzählen und von der „Berufung Kfz-Gewerbe“. Dabei fällt wiederholt das Stichwort „Zeit“. Davon müsse man sich heute als freie Kfz-Werkstatt sehr viel nehmen, in zweierlei Hinsicht: Zum einen, um sich mit den Kunden abzusprechen, Arbeitsweisen und Rechnungsbeträge zu erläutern. Doch im gleichen Maße, um sich um die zehn Mitarbeiter in der Limburger Betriebswerkstatt zu kümmern, besonders die Auszubildenden. „Um unser Wissen an die Jungen weiterzugeben, aber ebenso, wenn es nicht ums Fachliche geht, sondern sie über etwas Privates sprechen müssen“, verdeutlicht Viktor Wöhl.

Mohammad Amin Fayeeg ist einer dieser Auszubildenden bei „Auto Wöhl“. Mit dem Beginn des laufenden neuen Ausbildungsjahres 2025/26 hat er seine Lehre zum Kfz-Mechatroniker am 1. August aufgenommen. „Diesen Beruf konnte ich mir seit jeher gut vorstellen“, sagt der 19-Jährige. „Mit Autos zu arbeiten“ sei bereits ein Kindheitstraum gewesen. „Das hat mich dazu gebracht, die Lehre hier zu starten.“

Fayeeg durchlief nach einer erfolgreichen Bewerbung um den Ausbildungsplatz vorab ein einwöchiges Praktikum bei seinem jetzigen Ausbildungsbetrieb, das dieser grundsätzlich verlangt. „Es hat mir perfekt gefallen“, erzählt er. „Chef, Chefin, Arbeitsatmosphäre – alles tipp-top. Herr Wöhl war ebenfalls ziemlich zufrieden. Ein oder

Einwöchiges Praktikum

zwei Wochen später habe ich den Ausbildungsvertrag unterschrieben“, so der aus Elz stammende, der wie alle Kfz'ler der Region, die Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) für den theoretischen Teil seiner dualen Ausbildung besucht (siehe rechts).

Auch Maik Hazenbühler ist zweimal in der Woche in der FDS. Dort will der 16-jährige Schüler seine Fachhochschul-

reife in der Fachrichtung Elektrotechnik schaffen. Da er jedoch keinen entsprechenden Betrieb für den Praxisteil des zugehörigen Jahrespraktikums finden konnte, erhielt er die Genehmigung, diesen Part bei

nach Hessen zu gehen, weil wir auch beide in Hessen gelernt haben – im selben Autohaus“, sagt Viktor Wöhl. Seine Frau lacht: „Wir haben uns sogar auf der Arbeit kennengelernt.“ Sie war stets in der Buchhaltung im

ver geworden als früher“, bestärkt Katharina Wöhl.

Die immer horrenden Kosten für Werkstattleistungen waren in gewisser Weise einer der Faktoren, die Michael Walter auf die Idee brachten, selbst in

richtig gut, beschreibt er: „Ich sag' mal so: Einen jungen Chef zu finden wie hier, ist sehr, sehr schwierig! Er geht sehr verständnisvoll mit einem um.“

Über die Jahre scheint es für den Laien immer komplexer geworden zu sein, Autos zu warten und zu reparieren, in denen immer mehr Elektronik verbaut worden ist und es längst nicht mehr nur ums „Schrauben“ geht – was schon alleine die aktuelle Berufsbezeichnung Kfz-Mechatroniker im Unterschied zum früheren reinen Mechaniker zeigt. „Klar, Elektronik ist komplex. Doch in der Dessauer-Schule sowie hier im Betrieb wird uns alles beigebracht. Die Technik hat sich massiv entwickelt. Früher musste man mehr selbst sehen, heute arbeiten wir mit Diagnosegeräten und können Fehler schnell auf-

Komplexe Elektronik

finden aufgrund der Tester. Ich bin froh, dass wir Mechatroniker werden und nicht Mechaniker“, sagt Mohammad Amin Fayeeg.

Alle drei FDS-Schüler bei „Auto Wöhl“ finden, dass der Anspruch, der in der Berufsschule gestellt werde, schaffbar sei. „Aber natürlich muss man es auch wollen“, betont Mohammad Amin Fayeeg, „wenn du nix machst und rumkasperst, wird es nichts.“

Michael Walter ergänzt, dass der Berufsschulunterricht einfacher sei, als der praktische Ausbildungsteil im Betrieb: „Da musst du nur sitzen und zugeucken, zuhören, schreiben“, sagt

den hier an Sachen rangelassen, die unsere Mitschüler nicht machen dürfen. Ich habe gehört, dass manche nur Reifen waschen oder ein- und auslagern dürfen... Wenn ich in so einen Betrieb geraten wäre, wäre ich nicht mehr hingegangen“, unterstreicht Michael Walter. „Darum habe ich lange gesucht, einen Betrieb zu finden, bei dem du voll dabei sein darfst.“ Man fühle sich keinesfalls als Mitarbeiter zweiter Klasse, so der Auszubildende.

Der Freundeskreis der Azubis findet die Berufswahl der angehenden Kfz'ler gut, schildern diese. „Die ersten Freunde haben schon angefragt, wann sie zu mir kommen können, damit ich mich um ihr Auto kümmerge“, schmunzelt Michael Walter. „Aber ich habe ihnen gesagt, dass ich noch Azubi bin, das nicht darf und erst einmal Geselle werden muss!“ Seiner Familie gefalle seine Berufswahl gleichermaßen: „Mama und Papa sind zufrieden.“ „Ich kann dem nur zustimmen, fügt Fayeeg hinzu, „die Familie ist auf jeden Fall zufrieden, was ich mache.“

Haben die jungen Männer je Alternativen erwogen? Ein Studium vielleicht? „Für mich war von Anfang an klar, dass ich ins Handwerk gehen möchte. Über ein Studium habe ich mir keine Gedanken gemacht“, schüttelt Fayeeg den Kopf. Walter erzählt, dass es ihm ähnlich gegangen sei. „Es gab nur eine kurze Zeit in meinem Leben, in der ich nachgedacht habe, ob man etwas studieren und Anwalt werden sollte oder so et-

was, um mehr Geld zu verdienen. Aber dann habe ich von Leuten gehört, die schon seitens der 30 waren, ehe sie ihr Studium hatten und wirklich Anwalt wurden. Ich dachte mir: Lieber Kfz, dann bin ich mit 21 fertig und verdiene schon mein erstes Geld“, erläutert er. „Und nach meiner Ausbildung kann ich immer noch studieren, wenn ich das will.“

Ihren Kfz-Meister würden die Nachwuchs-Mechatroniker unter Umständen eines Tages ebenfalls in Angriff nehmen wollen, signalisieren sie. Sie machen

Teure Meisterschule

sich aber durchaus Gedanken darüber, dass die Weiterqualifizierung „zeitlich und geldlich passen müsste“. Ihnen sei zu Ohren gekommen, dass manche Betriebe die Meisterschule finanziell unterstützen, andere hingegen nicht. „Und die Meisterschule ist teuer“, geben die FDS-Schüler zu bedenken. „Aber wenn alles passt? Wieso nicht?“, fügt Mohammad Amin Fayeeg an, „es ist doch der Traum von jedem Kfz'ler, sich eines Tages als Meister betiteln zu können.“

Ungeachtet dessen machen sich die jungen Leute wenig Illusionen über die Chance, in die Selbstständigkeit zu wechseln, so wie ihr Vorbild, Viktor Wöhl. „Es gibt in und um Limburg schon sehr viele Betriebe in dem Gewerbe“, mahnt Michael Walter, der in Hadamar lebt. Außerdem koste eine Betriebseinrichtung „enorme Summen. Früher war es viel, viel billiger“, findet er.

„Ein einzelner Schraubenzieher kostet schon 15 Euro, ein Werkzeugwagen leicht 10.000 Euro!“

Deswegen sei einfach aus-

reichend Zeit nötig, daran lassen die Unternehmer keinen Zweifel. Viktor Wöhl beschreibt, dass man sich um seine Lehrlinge intensiv kümmern müsse: „Komm, geh' zeitig zu Bett, damit du am nächsten Morgen in der Schule

mitkommst, die ist ganz, ganz wichtig. ‚Vaterrolle‘ wäre zu viel gesagt, aber man muss für sie da sein, immer wieder nachfragen, wie es läuft.“

Dreieinhalb Jahre lang dauert die Ausbildung, die Michael

Walter und Mohammad Amin Fayeeg bei „Auto Wöhl“ durchlaufen. Und in dieser Zeit eine Menge gesammeltes Fachwissen, aber offenbar ebenso viel Zuwendung erfahren werden.

Uwe Schmalenbach



Mit einem Tester geht Mohammad Amin Fayeeg auf die Suche nach einem Problem, das bei diesem Porsche mit der Spannungsversorgung besteht. Fotos: Schmalenbach

„Auto Wöhl“ zu absolvieren. Ein ganzes Jahr lang ist er nun dreimal in der Woche dort, hat wie Mohammad Amin Fayeeg einen umfassenden Einblick in die Werkstatt.

„Wir sind eine freie Werk-

statt. Das heißt, wir betreuen alle Marken“, erläutert Viktor Wöhl. Gegründet hat er den eigenen Betrieb vor sieben Jahren. Die Kundschaft setze sich häufig aus Gewerbekunden und Privatleuten zusammen, „und wir haben sehr viele Kooperationen mit Firmen, die zu uns kommen“, führt der Chef aus. Erledigt werde alles von der Verschleißreparatur bis zur Beseitigung von Unfallschäden.

Das Ehepaar Wöhl kommt aus Gückingen im Rhein-Lahn-Kreis und wohnt dort. „Aber unser Wunsch war es, betrieblich

Kfz-Gewerbe tätig. „Ich hatte schon als Kind den Wunsch, in diese Branche zu gehen.“

„Ich bin ebenfalls keinen Tag ‚freimgegangen‘, ich habe Automechaniker gelernt und bin bis heute dabei geblieben“, unterstreicht Viktor Wöhl. Seinen Meister erwarb er an der Abendschule zweieinhalb Jahre lang berufsbegleitend. Das sei nicht ganz einfach gewesen, räumt er ein. „Und wir haben nebenbei noch ein Haus gebaut“, zwinkert seine Gattin. „Viel Freizeit blieb nicht mehr... Dreimal in der Woche Meisterschule, noch dazu am Samstag, Arbeit im Betrieb: das war nicht ganz leicht. Trotzdem: Am Ende hat es sich gelohnt! Ich bin heute Meister und gut dabei, und ich möchte deswegen das Wissen gerne an die jungen Kollegen weitergeben.“

„Ich

Vermutlich hat inzwischen jeder Autobesitzer das Empfinden: Werkstattbesuche werden immer teurer. Das bestätigt die Statistik: „Arbeiten an der Mechanik, Elektrik oder der Karosserie kosteten 2024 im Schnitt 202 Euro pro Stunde, Lackierarbeiten sogar 220 Euro. Beide Preise stiegen im Vergleich zum Vorjahr um fast acht Prozent“, so Jörg Asmussen, Hauptgeschäftsführer des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft e.V. (GDV).

Viktor Wöhl nickt zustimmend auf die Frage, ob mit den steigenden Stundensätzen zugleich die Notwendigkeit wachse, die Gründe dafür zu vermitteln: „Wir zeigen die Bauteile, die wir austauschen, wenn der Kunde sein Auto abholt. Da

Ist der Endbetrag überhaupt gerechtfertigt?

ist die Lichtmaschine kaputt, ein Lagerschaden – das Ersatzteil kostet alleine schon 580 Euro; plus Arbeitszeit“, verdeutlicht der Werkstattchef. „Wir nehmen uns sehr, sehr viel Zeit, um die Frage zu beantworten: Ist der Endbetrag auf der Rechnung überhaupt gerechtfertigt? Ich erkläre, wie viel Arbeit dahintersteckt, das Bauteil zu tauschen. Und dann gibt es oft Erleichterung beim Kunden, dass der Rechnungsbetrag begründet ist.“ „Die Betreuung auf der menschlichen Ebene ist auch gegenüber den Kunden intensi-

das Handwerk zu gehen. Inzwischen ist er als zweiter Azubi zum Kfz-Mechatroniker bei den Wöhl. Sein Vater arbeitet als Industriemechaniker. Mit ihm war der jetzige Auszubildende eines Tages bei „Auto Wöhl“, da der Vater seinen fahrbaren Unter-



Maik Hazenbühler tauscht das Leuchtmittel einer Rückleuchte.

satz dorthin zur Inspektion brachte. Als der Sohn die Kosten dafür erfuhr, dachte er sich: „Das möchte ich privat mal einsparen und solche Dinge selbst erledigen können – dann werde ich doch Kfz-Mechatroniker.“

Über ein Schulpraktikum kam er erstmals mit der Arbeit in einer Autowerkstatt in Berührung. „Das hat mir gut gefallen. Und schmutzige Hände, das ist meins“, lacht er. Dennoch wollte er sich danach eher in Richtung des väterlichen Berufsfeldes orientieren und ebenso Industriemechaniker werden. Dafür jedoch hätte er ein weiteres Jahr Schule einschleppen und erst den Realschulabschluss erlangen müssen. „Ich hatte aber keine Lust, noch ein Jahr Zeit zu verlieren, bis ich im Job bin“, erklärt Walter. Daraufhin fragte der inzwischen 17-Jährige ebenfalls bei „Auto Wöhl“ nach den Möglichkeiten für seinen Karrierestart. Dieser führte wie bei Mohammad Amin Fayeeg über ein einwöchiges Praktikum zum erhofften Ausbildungsvertrag.

Inzwischen ist Michael Walter in seinem zweiten Ausbildungsjahr angelangt. Ihm gefalle es an seinem Arbeitsplatz

er. Gleichwohl ist er lieber in der Halle von „Auto Wöhl“, zwischen Hebebrücke und Wuchtmaschine, weil er das Praktische mehr möge. Sein Azubi-Kollege nickt, er sehe es ähnlich: „Ich bin ja ganz frisch dabei. Ich will hier im Betrieb was mitnehmen, sag' ich mal. Dass ich mir so viel wie es geht aneignen kann; so viel Wissen, wie es geht. Weil ganz am Anfang musst du aufpassen, denn es basiert später alles auf den Basics“, stellt Fayeeg ernst heraus. „Wenn du am Anfang hier nicht mitmachst, kannst du später die ganz großen Sachen auch nicht machen, du musst die Basics draufhaben. Deswegen bin ich lieber hier in der Werkstatt.“

Allerdings haben Mohammad Amin Fayeeg und Michael Walter vor ihren Aufgaben in der Werkstatt Respekt, wie sie ausführen: „Die Angst, dass man etwas beschädigen kann, ist immer da; oder einen Fehler zu machen. Deswegen fragen wir immer sofort nach, wenn wir uns nicht sicher sind oder etwas nicht verstehen.“ Die Azubis berichten ebenso davon, dass sie im Betrieb von allen sehr wertgeschätzt würden und umfassend unterstützt. „Und wir wer-

VORBEREITUNG AUF DIE PRÜFUNG: „DESWEGEN IST ES WICHTIG, DASS DAS HIER SO LÄUFT“

Ein Kunde hatte seinen „VW Käfer“ in die Werkstatt gebracht und Leistungsmangel sowie erhöhten Spritverbrauch des Oldtimers beklagt. Zündung und Vergasereinstellung sind bereits kontrolliert worden und in Ordnung. Als nächstes soll darum der Kompressionsdruck überprüft werden: Vor dieser Aufgabe stehen die 45 Schüler aus zwei Klassen, die im zweiten Ausbildungsjahr zum Kraftfahrzeugmechatroniker der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) besuchen. Schon bei der Auswahl des Diagrammblattes für den Kompressionsdrucktester lauern Stolpersteine für eine erfolgreiche Gesellenprüfung, wie Lehrer Thomas Dick-Freppon warnt.

„Ich habe hier 40 Bar, 60, 17, 12 Bar auf dem Tisch liegen“, deutet der Pädagoge auf die verschiedenen Skalen, von denen vor der Messung eine in das Prüfgerät eingesetzt werden muss. „Worauf muss ich ach-

ten? Die Azubis brauchen eine ganze Weile, bis sie die Lösung finden: beachtet werden muss der Messbereich des Gerätes.

„Wenn so eine Aufgabe in der Gesellenprüfung drankäme, würde sich das alles genauso auf dem Tisch vor euch befinden“, verdeutlicht Dick-Freppon, „ihr glaubt gar nicht, wie oft Schüler da falsch liegen!“

Der Koordinator Kraftfahrzeugtechnik an der FDS und sein Kollege Markus Herbert haben für die Schüler an diesem Vormittag einen Parcours aufgebaut, der einem Zirkeltraining ähnlich ist und in dem mögliche Problemstellungen der späteren Gesellenprüfung simuliert werden. An den acht Stationen geht es um Aufgaben rund um Motormessung und Kühlkreislauf.

Michael Walter, Azubi in der Limburger Werkstatt „Auto Wöhl“ (siehe oben), ist einer der Schüler, die von Station zu Station wechseln und dort jeweils 40 Minuten arbeiten. Er finde es sehr gut, sagt er, dass dadurch Theorie und Praxis kombiniert werden und dass alles in den selben Räumlichkeiten stattfin-



Thomas Dick-Freppon (links) hilft den Schülern beim Kompressionsdrucktest am alten „Käfer“-Motor. Fotos: Schmalenbach

selbstständig eine Arbeitsplanung für jede Etappe erstellen, anhand dieser das Problem angehen und ihre Diagnosen anschließend bewerten. Beim Problem mit dem Kompressionsdruck im „Käfer“-Motor werden Mirac Sertkaya, Damian Aldenhoven, Kimi Hundeborn und Sam Chikh Othman, die jetzt an dieser siebten Station an der Reihe sind, herausfinden, dass Zylinder eins, zwei und drei einen mit acht Bar korrekten Druck aufweisen, aber das Prüfgerät am vierten nur sechs Bar anzeigt.

Nebenan an der achten Station sind Mitschüler unterdessen damit beschäftigt, den Verschleiß eines ausgebaute Motors zu überprüfen. „Was machen die Anlaufscheiben?“, fragt Thomas Dick-Freppon. „Sie verhindern Spiel“, lautet die Antwort aus der Gruppe. „Welches Spiel?“, setzt der Lehrer nach. So geht das eine ganze Weile, in Theorie und nachfol-

gend praktischer Umsetzung befassen sich die Lernenden mit dem Radialspiel des Kurbelwellenlagers, diskutieren, mit welchem Messgerät zu arbeiten ist und ob die ermittelten 0,11 Millimeter Axialspiel der Kurbelwelle noch okay sind. Das Stoßspiel soll ebenfalls kontrolliert werden. Dazu muss erst der Kolbenring 15 Millimeter tief in den Zylinder eingelegt werden – und zwar rechtwinklig. Aber wie bewerkstelligt man das?

In den Arbeitsblättern, die den Schülern an die Hand gegeben worden sind, finden sie viele Hinweise auf nötige Drehmomente, noch zulässige Toleranzen und anderes mehr, mithilfe Anhaltspunkte, die beim Lösen der Aufgaben an den Stationen helfen. Wenn er gefragt werde, was man in dreieinhalb Jahren Berufsschulunterricht lerne, antworte er gerne, „lesen“, zwinkert Thomas Dick-Freppon. Er beschreibt, dass der Schaltplan eines „VW Käfers“

des Baujahres 1964 eine DIN-A-4-Seite umfasst habe. „Vielleicht gab es noch eine Exportversion, deswegen gab es womöglich eine Handvoll weitere Pläne. Aber dann waren das alles in allem fünf Seiten ‚VW Käfer‘. Heute hat ein Schaltplan leicht 1.000! Weil dort eben alle Ausstattungs- und Motorvarianten enthalten sind.“

„Hier schauen wir, was man macht, wenn ein Kunde kommt und sagt: Ich habe einen Kühlmittelverlust“, ergänzt Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

„Hier schauen wir, was man macht, wenn ein Kunde kommt und sagt: Ich habe einen Kühlmittelverlust“, ergänzt Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden herausfinden, dass es keine äußere Undichtigkeit gibt, doch der Kühlmittelstand sinkt weiter... „Das heißt irgendwo muss möglicherweise im Motor ein Riss sein von der Zylinderwand in den Brennraum oder aber es ist die Kopfdichtung. Und dann können wir einen CO₂-Lecktest simulieren“, erläutert Herbert.

Die Schüler der beiden anwesenden elften Klassen werden heraus

„Da kannst du dich sogar drehen“

GÖKHAN YILDIRIM VERLIESS SEIN STUDIUM UND GING ZUM STRASSENBAU

Es gibt eine ins vergangene Jahrhundert zurückreichende Verbindung seiner Familie zur Straßen- und Tiefbau-Gesellschaft Wilhelm Schütz. Schon sein Opa war dort in den 1980er-Jahren beschäftigt. Ebenso der Onkel, bis Anfang der 2000er-Jahre, unterbrochen von einem mehrjährigen Aufenthalt in der Türkei. Das Land auf zwei Kontinenten ist die alte Heimat der Familie von Gökhan Yildirim. „Mein Vater kam 1989 als ‚Gastarbeiter‘ her, wie man das nannte“, erzählt der Sohn. Auch er ist bei Schütz tätig, doch auf einer der vielen Baustellen, die das Weilburger Unternehmen bearbeitet, womöglich mit einer Schaufel in der Hand, sieht man Gökhan Yildirim nicht mehr. Dabei hatte er dort eine Zeitlang als Straßen- und Tiefbauer geschäft – trotz eines vorangegangenen Studiums.

Gökhan Yildirim wurde 1992 geboren, in der Türkei. 1995 kam er mit drei nach Deutschland. „Ich hatte aber nichts verpasst“, lacht der ohnehin überaus pointiert erzählende Yildirim, „da ich dann hier direkt im Kindergarten anfangen konnte“, zwinkert er. Es folgten Grundschule, Mittlere Reife in Weilburg, anschließend der Fachoberschulbesuch an der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS). Mit der dort erworbenen Fachhochschulreife begann er 2013 ein Bauingenieurwesen-Studium an der THM Gießen.

Doch eines Tages beschloss Gökhan Yildirim, das Studium nach fünf Semestern nicht fortzuführen. „Ich wollte Geld verdienen“, sagt er. Er traf die Entscheidung, lieber in einen Job zu wechseln. „Und da habe ich mich hier bei Firma Schütz beworben, um gleich als Vermes-

Vermesser

ser anzufangen, ohne eigene Ausbildung. Vermessung mochte ich schon im Studium!“ Der mögliche Arbeitgeber jedoch signalisierte, dass er dann wenigstens den Beruf des Bauzeichners erlernen müsse.

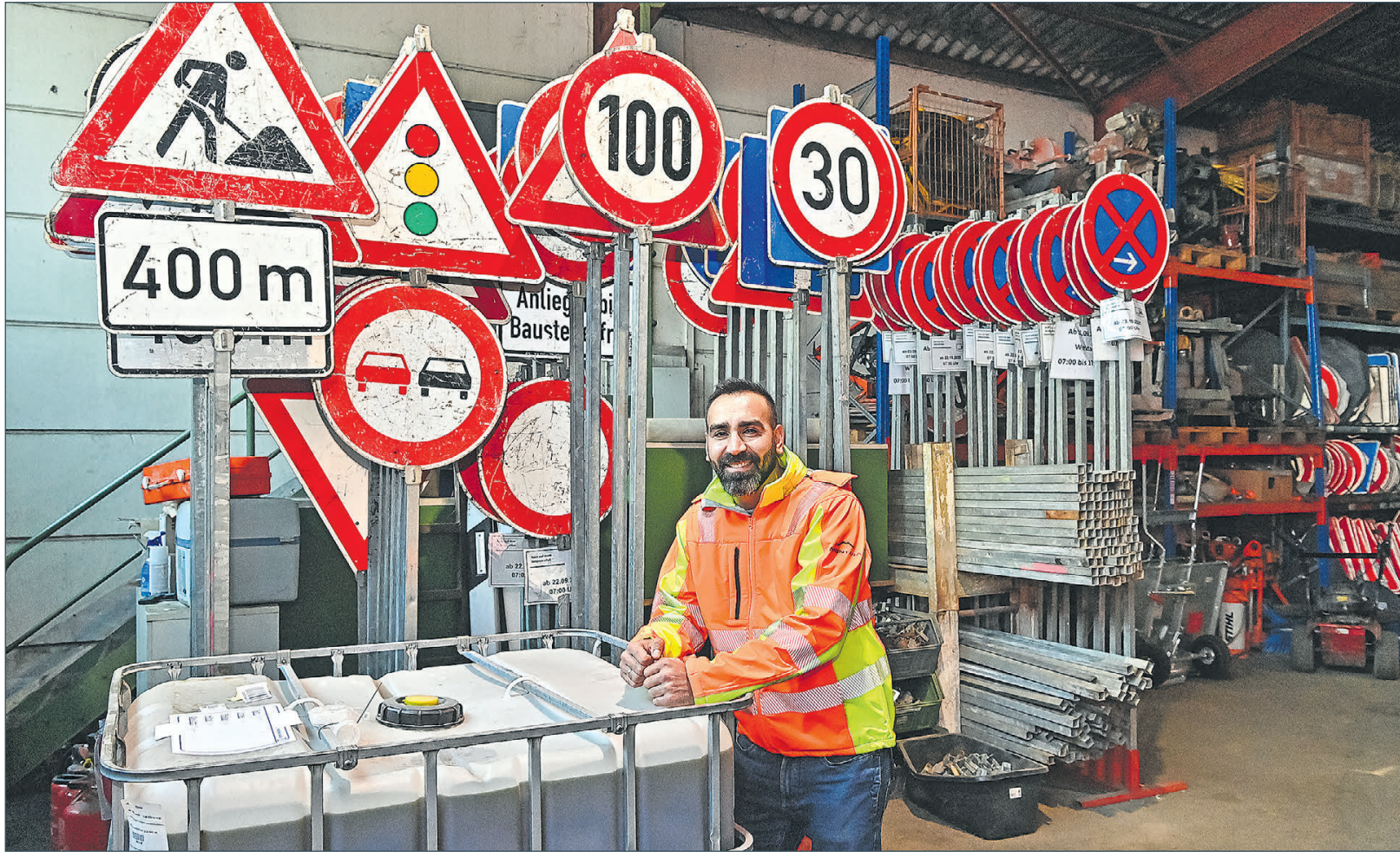
Das wiederum sagte Gökhan Yildirim nicht zu. Die drei Jahre Ausbildungszeit für diesen Beruf sah er als wenig sinnvoll für sich an: „Was ist, wenn ich nicht bei Schütz bleibe? Kann ich damit anderswo etwas anfangen? Als Bauzeichner bist du gebunden – da kannst du nichts anderes mit machen“, fand er, „höchstens vielleicht



Der Arbeitgeber des Weilburgers ist stark im Asphaltbereich engagiert.

als Quereinsteiger irgendwo in der Sachbearbeitung. Aber viele Möglichkeiten sah ich da nicht.“

Stattdessen trat er eine Lehre zum Straßenbau-Gesellen an! Bordsteine setzen, Pflasterarbeiten, Tiefbau, Rohre: Diese Themen führten den in Weilburg-Waldhausen Lebenden erneut an die FDS, sie ist die zuständige Berufsschule für angehende Straßen- und Tief-



Gökhan Yildirim hat durch die Vorgeschichte des Opas und Onkels mit dem Unternehmen eine Bindung zu Schütz verspürt, wie er beschreibt. Das war einer der Gründe, dort anzufangen, „und auch, weil ich von Freunden, die hier gearbeitet haben, viel Gutes gehört hatte.“

bauer. Die Kombination aus Schulbesuch an der FDS und, wie er schildert, parallel sehr praxisnahen Lehrgängen zu verschiedenen Themen im benachbarten Ausbildungszentrum bereite gut auf das Handwerk vor, lobt Yildirim. „Die geben sich alle echt viel Mühe. Und man hat dadurch auch außerhalb des eigenen Betriebs nicht nur Theorie.“

Der vorherige THM-Student war im April 2016 exmatrikuliert worden, die an die Stelle der Hochschullaufbahn gesetzte handwerkliche Ausbildung begann vier Monate später. Die jedoch verkürzte Yildirim, da er das erste Lehrjahr überspringen und das letzte im Umfang reduzieren durfte: Seinen früheren Weg zum Fachabi, inklusive eines Jahrespraktikums, konnte er sich anrechnen lassen.

Im Dezember 2017 war seine Lehrzeit darum schon wieder vorüber. Ab 2018 hat der Straßenbauer als Geselle bei Schütz gearbeitet und wurde 2019 bereits Vorarbeiter. „Das heißt, ich habe eine Kolonne zusammengestellt bekommen, Maschinen, Werkzeuge und habe eigene Bau-

Dann fährst du irgendwann den Radlader – da bist du richtig stolz! Du sitzt oben, kannst etwas heben“, schmunzelt er. „Dann darfst du irgendwann auf den Bagger, da kannst du dich sogar drehen – da bist du stolz drauf.“ Gökhan Yildirim fuhr so ziemlich alle Maschinen einmal, „weil ich auch Interesse daran hatte“.

Bis auf Wasserleitungsbau führt Schütz nahezu alle Arbeiten aus, die im Straßenbau anfallen. Dabei gibt es eine gewisse „Asphaltlastigkeit“, das Unternehmen verfügt über viele eigene Asphaltfertiger (diese Baumaschinen nannte



„Ich könnte den Schreibtisch wieder verlassen und immer noch wieder rausgehen, wenn ich wollte“, sagt Gökhan Yildirim. Hier ein Foto aus seiner Zeit auf Baustellen. Fotos (2): Schütz

der Volksmund früherer Generationen zuweilen „Teermaschinen“, wobei in Deutschland seit vier Jahrzehnten kein Teer mehr verbaut wird). In Oberursel betreibt das Unternehmen sogar eine eigene Asphaltmischanlage. Auch andere Besonderheiten wie ein Saugbagger sind eher ungewöhnlich im Portfolio.

Knapp 300 Mitarbeiter gehörten zu seinem Kollegenkreis, erklärt Sebastian Ebel, der sich bei Schütz um Nach-

Saugbagger

wuchskräfte kümmert. „Um die 450 Maschinen zählen zu unserer Ausstattung“, erläutert er. Die Firma wurde 1924 in Weilburg-Gaudernbach gegründet, und so hat das Unternehmen da noch immer seinen Sitz, obwohl über die Jahre viele Gebäude und Einrichtungen wie ein immer größerer Lager-

bereich, eigene Tankstelle, Werkstätten, ja ein kompletter Bauhof eben und vieles mehr hinzugekommen sind. Die Verwaltung nutzt das (durch Anbauten erweiterte) ehemalige Wohnhaus des Firmengründers Wilhelm Schütz. Im Lager wird auch die PSA, die „persönliche Schutzausstattung“ vorgehalten, Hunderte Einzelteile von Sonnenschutz bis zur wetterfesten Jacke. Die Kleidung stellt Schütz den Mitarbeitern, alleine in diesem Bereich werden rund 50 Artikel bevorratet.

Eine Kolonne zu führen, erfordert viel Kommunikation. „Eine Kolonne ist wie eine

nahmen vorbereiten – mitten im Wald, zwei Kilometer. Die Fräse läuft irgendwann, dann muss ich gucken, dass die Lkw alle da sind. Dann fährt die Kehrmaschine hinterher und kippt jede Stunde mal sechs Tonnen rüber, das muss geladen werden. Ich muss nichts abstecken, keinen Kanal vorsehen – gar nichts. Okay: Ich muss Leute unterstützen gehen, die vielleicht langsamer waren. Manche hat das eventuell überfordert, aber ich war immer jemand, der flott arbeitet und darum oft ‚just-in-time‘-Baustellen bekommen hat. Aber ansonsten zählt du morgens die Lkw und zählst sie abends wieder... Es hätte mich nicht befriedigt, mein Leben lang nur als Facharbeiter geschafft zu haben, wo mir einer sagen muss, wo ich den Bordstein setze – und dann setze ich eben den Bordstein. Und das Jahr für Jahr.“

Der ganz offenbar berufliche Herausforderungen Schätzende ging darum auf den Vorschlag seines Arbeitgebers ein, der ihm eine Weile darauf unterbreitet wurde: Wechsel in die Verwaltung, in die Kalkulationsabteilung. Zwei Monate Testlauf im Winter, wenn draußen eh fast alles ruht. „Ich hätte sofort wieder zurück gedurft, auch auf dieselbe Position, hätte nichts verloren“, erzählt Gökhan Yildirim, warum er sich



Gökhan Yildirim (rechts) und Sebastian Ebel sind auf dem Firmengelände in Gaudernbach unterwegs. Dort sind über die Jahre viele Einrichtungen bis hin zum Bauhof hinzugekommen. Fotos (2): Schmalenbach

beruhigt auf das Experiment einließ.

Er wechselte also firmenintern auf den Posten des „Kalkulators“, in eine vierköpfige Abteilung. Häufig hat er seither mit öffentlichen Ausschreibungen zu tun. „Daran nehmen wir oft teil“, beschreibt er. „Auf-

gabe ist, dass wir eine gute Auslastung fürs Unternehmen zu vernünftigen Preisen sicherstellen.“ Das sei oft eine Frage von viel Fingerspitzengefühl: Um eine Ausschreibung zu gewinnen, müsse man zwar einerseits der günstigste Anbieter sein, „aber andererseits sehen, dass die Deckung fürs Unternehmen da ist“, verdeutlicht der Fachmann.

Das Studium sei vor dem Hintergrund seiner aktuellen Aufgaben keinesfalls vergeblich gewesen: „Fächer wie Bauinformatik, Ingenieurmathematik oder Tragwerkslehre sind so Bereiche, die mir heute schon ein bisschen helfen.“ Zu Beginn des Studiums habe er sich sogar eine Zeitlang vorstellen können, als Statiker zu arbeiten. „Einfach, weil mir das Rechnen Spaß gemacht hat.“ Rechnen muss der Schütz-Mitarbeiter jetzt sehr viel.

Gökhan Yildirim ist überzeugt, dass er seine bisherigen Karriereetappen nicht völlig ohne das Studium hätte erreichen können. „Die Ausbildung im Straßenbau ist nicht ganz so anspruchsvoll wie ein Studium“, blickt er zurück. „Im Studium muss man lernen, selbstständig zu arbeiten. Das Studium verlangt einem viel ab. Man muss erst einmal lernen, wie man lernt, dass auch etwas hängenbleibt, sich anders organisieren! Und man ist schon in einem anderen, reiferen Alter danach. Meine Arbeit jetzt verlangt mir ganz andere Dinge ab: Es reicht nicht, zu wissen, okay, ich brauch‘ für den Bordstein ein bisschen Beton und der muss eingeschlagen sein oder so; und am besten muss

Karriereetappen

noch die Höhe passen – sondern das Betriebswirtschaftliche ist für meinen Arbeitsalltag sehr wichtig.“

Der Wettbewerb, in dem seine Firma bei Ausschreibungen mit anderen stehe, sei genau das, was ihm besonderen Spaß mache, sagt Yildirim: „Wenn man gewinnt, dann war das Angebot gut. Dann hat man vielleicht die richtigen Annahmen getroffen, die richtige Idee gehabt. Es ist nicht nur das standardmäßige Herunterspulen von Zahlen – das kann die KI mittlerweile auch, irgendwelche Werte zusammenrechnen. Aber um wirklich erfolgreich zu sein, muss man sich gut mit dem Projekt befassen, etwas daraus machen.“

„Sechs Jahre lang war ich voll draußen – da war es am Anfang schon schwierig, als ich 2022 hier in die Verwaltung gewechselt bin. Nur noch vor dem

Bildschirm zu sitzen, war gewöhnungsbedürftig“, schmunzelt der jetzige Kalkulator. „Aber es ist eben am Ende auch eine interessante Arbeit, und ich habe nette Kollegen – ohne die wäre ich wieder rausgegangen!“

„Ich will nirgends anders hin!“

ERFAHRENE ALTENPFLEGEKRÄFTE IN DORNDORF SIND GLÜCKLICH MIT IHREM BERUF

Wenn man auf dem Weg ist in ein ein bis dato unbekanntes Altenheim, so denkt man unwillkürlich an die vielen negativen Schlagzeilen zum Thema Pflege. In den letzten zehn, 20 Jahren scheinen „die Medien“ mehrheitlich vor allem über Begriffe wie „Pflegenotstand“ gesprochen und von der schlechten Betreuung alter Menschen berichtet zu haben, die in vermüllten Mini-Zimmern vereinsamt ihrem Schicksal überlassen sind. Es kommen einem frapierende Reportagen über aufgrund unzulänglicher Personalschlüssel hoffnungslos überlastete Pflegekräfte in den Sinn, deren grottige Bezahlung. Oder die „Pflegekräftevorausberechnung“ des Statistischen Bundesamtes, die vor einer bis zu 690.000 unter dem Bedarf des Jahres 2049 liegenden Zahl an Pflegekräften warnt. Doch nach dem Besuch des Seniorenheims des „Pflegeteams Dorndorf“ hat man auf dem Rückweg plötzlich viele positive Stichwörter im Sinn.

Eine Tankstelle existiert wenige hundert Meter östlich vom zur Gemeinde Dornburg gehörenden Dorndorf noch immer, wenngleich sie sich bereits im Ortsteil Frickhofen befindet. Bis 1979 jedoch gab es eine Tankstelle am anderen Ortsrand, an der Hauptstraße, die im Westen Dorndorfs über die hessische Landesgrenze nach Rheinland-Pfalz führt. Es war eine Station des „Texaco“-Konzerns. Dieser war eine Vertretung des französischen Autobauers Renault angeschlossen. Dort, wo einst Zapfsäulen für „Normal“ und „Super“ aufragten, wurde ein mit Bruchsteinen eingefasstes Blumenbeet angelegt; ein kleines Mäuerchen umrandet die Rabatte, sommertags kann man darauf gemütlich draußen sitzen. Das Gebäude der früheren Tankstelle ist längst Teil des Altenheims geworden, das das „Pflegeteam Dorndorf“ unterhält.

Zapfsäulen

„Der Wandel kam ungewollt“, berichtet Birgit Jung-Stilger. „Mein Vater (Anm. d. Red.: Tankstelleninhaber Werner Jung) wurde krank, und meine Mutter musste irgend etwas machen, wo sie ohne Ausbildung das Geld verdienen konnte“, schildert die Tochter. Eine Freundin der Mutter, eine Sozialpädagogin, habe ihr geraten: „Mach‘ ein Altenheim auf!“

„Tatsächlich wurde das Altenheim damals auf den Kfz-Meisterbrief meines Vaters zugelassen!“, erzählt die Nachfolgerin, „das wäre heute undenkbar.“ Was sich nach ihrer Beobachtung seit den ersten Tagen

wollten.“

Jung-Stilger wurde nach dem Abitur erst einmal Erzieherin. „Jedoch bin ich irgendwann gefragt worden – oder habe gesagt bekommen: ‚Mach du es weiter!‘ Ich hatte es eigentlich nicht vor, das Heim zu übernehmen. Mein Vater starb 1996, das Ganze hier war überschuldet.“ Dennoch fing Jung-Stilger bereits 1990 im elterlichen Haus an, nachdem sie eine weitere Ausbildung zur Krankenpflegerin durchlaufen hatte. Seit 1996 ist sie Chefin der Einrichtung.

Seither gab es dort viele Neuerungen. 1998 gründete Jung-Stilger zusätzlich einen ambulanten Pflegedienst, seit 2008 gehört eine Tagespflege für 22 Gäste ebenso zum von ihr geführten Unternehmen. Diese befindet sich vis-à-vis des Pflegeheimes, dafür wurde die Lagerhalle eines einstigen Sägewerkes auf der anderen Straßenseite vollständig umgebaut.

„Wir versorgen tatsächlich nur Damen und Herren in einem Radius von sechs Kilometern. Wir wollen, dass jeder hier aus der Gemeinde sicher sein kann, dass er bei uns gut versorgt wird, wenn er das möchte. Oft geht das über die Ambulanz, vielleicht in Kombination mit der Tagesstätte, und wenn jemand dann zu Hause gar nicht mehr alleine klarkommt, kann er zu uns ins Heim kommen“, erläutert die Geschäftsführerin. Mitarbeiterin Jasmin Schell freut sich über

hören zum „Pflegeteam Dorndorf“, wiewohl dazu auch jene aus dem Fahrdienst oder der Hauswirtschaft zählen. Alle sind der Chefin zufolge festangestellt, Aushilfen gebe es nicht. Gekocht und gewaschen wird noch selbst und kein vom Caterer mitten in der vorausgegangenen Nacht zubereitetes Essen in Warmhaltecontai-

diesem Menschen zwar die Beine gewaschen, aber es war keine Zeit mehr, dem anderen den Rücken zu waschen. Man hatte für jeden nur ein bisschen Zeit. Es ging dem Arbeitgeber nur ums Geldverdienen... Daraufhin hatte ich keinen Bock mehr auf Pflege – und wenn ich zu ‚Lidl‘ gegangen wäre!“

Als sie am Anschluss auf

herkommen“, sagt Jung-Stilger, „man macht Nachtdienst und die Kinder schlafen hier. Das geht alles.“

Erst 2019 hat Carolin Neugebauer ihre Altenpflegeausbildung gestartet. Sie wohnte damals noch in Köln. Während der „Corona“-Pandemie konnte sie ins von Birgit Jung-Stilger und inzwischen ebenso

Freundin dort erlernt. 2011 fing er die Lehre an, „das sind nun auch schon 15 Jahre, die ich hier bin“, betont er. Gleichwohl qualifizierte er sich 2019 weiter, begleitet inzwischen als „Mentor“ andere Pflegeschüler in der praktischen Ausbildung und darf sie in ihrer Abschlussprüfung beurteilen. „Betty und Katja sind ebenfalls Mentoren, wir haben die Weiterbildung gemeinsam in Angriff genommen“, ergänzt der Pfleger.

Apropos: Wer in die Pflege möchte, muss sich laut Birgit Jung-Stilger selbst um eine Pflegeschule kümmern, an der es vor allem um die Theorie geht. Vom 1.600-Einwohner-Ort Dorndorf aus gesehen sind die nächsten Pflegeschulen in Hadamar, Westerbürg und Limburg angesiedelt.

Die Kolleginnen, von denen Stiefel gesprochen hat, sind die schon erwähnte Katja Jung so-

Pflegedienstleitung

wie seine Kollegin Bettina Wunderlich, die sich allen mit „ich bin Betty“ vorstellt und die Pflegedienstleitung im Haus inne hat. Wie Jung hatte sie dem Pflegesektor erstmals ebenfalls „ein für alle Mal“ den Rücken gekehrt, als sie seinerzeit noch als Krankenschwester arbeitete.

1997 bis 2000 hatte Bettina Wunderlich ihre Ausbildung durchlaufen. Nachfolgend war sie fünf Jahre lang in der neurologischen Frühreha eingesetzt. „Das war eine ‚Phase B-Reha‘. Man hat da hauptsächlich mit wachkomatösen Menschen zu tun, die etwa Schlaganfälle oder Schädel-Hirn-Traumata erlitten haben“, erklärt sie.

Jene fünf Jahre bezeichnet „Betty“ als „eines der schlechtesten Beispiele für Arbeitsplatzbedingungen in der



Am Fuße des Blasiusberges liegt der Dornburger Ortsteil, in dem das „Pflegeteam Dorndorf“ seinen Sitz hat (Bildmitte).



Katja Jung hatte der Pflege schon den Rücken gekehrt.

diesen Zusammenhang: „Das ist das Schöne: die kennen sich hier alle schon vorher aus dem Ort! Die können weiter gemeinsam leben, mit ihren früheren Nachbarn und Freunden.“



2012 wurde dem Gebäude ein großzügiger Anbau hin-

gern über Hunderte Kilometer herangekarrt. „Unsere Bewohner sind sehr, sehr verwöhnt“, lacht Jung-Stilger, „wobei man im Alter auch verwöhnt sein darf, wenn es nicht zur Schikane des Nächsten wird.“



„Ich habe erst ‚Hausfrau und Mutter studiert‘“, zwinkert Katja Jung. Doch im Anschluss wünschte sie sich noch eine Ausbildung. „Durch Zufall kam ich in die Pflege, bekam einen Ausbildungsplatz und habe die Lehre gut abgeschlossen.“ Wegen eines unpassenden Personalschlüssels konnte sie nicht in ihrer Ausbildungsstätte weiterarbeiten, ging für eineinhalb Jahre zu einem ambulanten Pflegedienst. „Das war so ätzend – da habe ich gesagt: ‚Nie wieder Pflege!‘“, blickt Jung zurück.

Sie habe als Pflegekraft Abstriche von einer guten Versorgung der ihr anvertrauten Menschen machen müssen, weil sie „während eines Früh- und Spätdienstes auch noch 100 Kilometer fahren musste und 18 Leute auf dem Plan hatte. Dann habe ich dem einen morgens die Beine nicht waschen können; am nächsten Tag habe ich

dem Weg zu einer Personaldienstleistung war, um sich eben anderweitig zu orientieren, erreichte sie ausgerechnet auf dem Parkplatz davor der Anruf Birgit Jung-Stilgers. „Und dann bin ich hierhin gekommen und habe lange darauf gewartet, dass auch hier irgendwo ein Haken ist. Es hörte sich alles zu gut an, um wahr zu sein.“ Doch Jung ließ sich ein, probierte die Option aus. „Und jetzt bin ich 20 Jahre hier!“

Katja Jung beschreibt „ihr“ Pflegeheim als Teil ihres Zuhauses. Zunächst war sie dort im ambulanten Dienst tätig, übernahm Nachtdienste im Altenheim. Heute ist sie, nach einem nachfolgend zusätzlich bewältigten Fernstudium zur Pflegedienstleitung, in dieser Funktion in der Tagespflege des „Pflegeteams Dorndorf“ verantwortlich.

Jasmin Schell gelangte durch ein Schulpraktikum mit dem „Pflegeteam Dorndorf“ und der Arbeit in der Pflege in Kontakt. „Daraufhin habe ich ein Jahrespraktikum absolviert und 2006 die Altenpflegeausbildung begonnen. Seither bin ich hier im Betrieb“, erzählt sie und auch, dass sie seit drei Jahren alleinerziehende Mutter sei. „Ich kann nur an bestimmten Tagen arbeiten, weil ich nicht immer eine Kinderbetreuung habe. Aber mit der guten Chefin klappt das, meine Dienste werden so angepasst, wie ich die Kinder versorgt habe.“

„Das ist der Vorteil der Pflege“, ergänzt die von Schell gelobte Chefin, „man kann Schichtdienst machen. Wir haben 365 Tage 24 Stunden zu besetzen, und irgendwann kann jeder arbeiten. Der Beruf passt darum für jeden. Ich bin selbst Mutter, habe ‚gegen-geschichtet‘ zu meinem Mann gearbeitet. Dann geht es sogar ohne Kita, wenn man das möchte.“

„Es gibt viele verschiedene Schichten/Dienste, die man übernehmen kann, wenn die Kinder gut untergebracht sind“, bestätigt Schell. „Im Zweifel können die sogar mit

deren Sohn Lukas geleiteten Haus wechseln. Es war ihr Wunsch gewesen, da sie in der Nähe ihres dort ebenfalls beschäftigten Partners leben wollte.“

Inzwischen ist Neugebauer zwar nicht mehr in einem Pflegeheim tätig, sondern hat sich nach dem Ausbildungs-



„Die Wertschätzung ist das Beste hier! Die bringen uns die meisten Bewohner entgegen, und die meisten Angehörigen sind uns ebenfalls dankbar“, berichtet Bettina Wunderlich, während sie den im Rahmen eines betrieblichen Gesundheitsmanagements angebotenen Fitnessraum benutzt. „Viele sagen auch: ‚Schön, dass du das machst.‘“

abschluss in der Hospizarbeit spezialisiert. „Das hat für Caro auch super gepasst“, findet ihre einstige Arbeitgeberin, zu der die nunmehr in einem Hospiz in Hadamar Engagierte weiterhin einen guten Draht hat. „Man hat mit der Ausbildung im Pflegerischen so viele Möglichkeiten, was man damit machen kann“, meint Neugebauer, „von der Notaufnahme eben bis zum Hospiz. Ich möchte vielleicht irgendwann sogar einmal als Dozentin in der Pflege arbeiten.“

Der besagte Partner der gelernten Altenpflegerin, Sebastian Stiefel, den Kolleginnen zuweilen „Sepp“ rufen, ist weiter in dem Haus in Dorndorf tätig. Seinen Beruf in der Altenpflege hat er ebenso wie seine

Pflege.“ So sei die personelle Besetzung grundsätzlich viel zu gering gewesen. Der an der Börse notierte Betreiber habe ihrer Meinung nach schlicht Geld verdienen wollen, „und Geld verdient man nicht, wenn man Stationen gut besetzt und die Menschlichkeit in den Vordergrund rückt.“ Die erfahrene Pflegekraft betrachtet es als unhaltbar, dass heute nicht nur kostendeckend gearbeitet werde, sondern gewinnorientiert.

In ihrer Position als Stationsleitung schrieb Bettina Wunderlich damals „Überlastungsanzeigen“, da sie die Verantwortung für das Tun der Pflegekräfte unter den seinerzeitigen Bedingungen nicht mehr tragen konnte. „Worauf-



Carolin Neugebauer und Sebastian Stiefel unterhalten sich mit zwei Bewohnerinnen in Dorndorf.

des Dorndorfer Heimes im Jahr 1979 bis heute nicht geändert hat: „Es haben hier vom ersten Tag an nur Leute gearbeitet, die genau das machen

zugefügt, der Bestandsbau komplett renoviert. Mit 27 Bewohnern geht es im Pflegeheim angenehm familiär zu. Zwischen 75 und 80 Mitarbeiter ge-

„MAN VERDIENT INZWISCHEN DEUTLICH MEHR“

... FORTSETZUNG VON SEITE 15

hin ich recht schnell mit der Geschäftsführung aneinandergeraten bin“, schmunzelt sie. „Für mich war klar: Ich wollte da nicht mehr arbeiten. Und ich war tatsächlich auch von der Pflege insgesamt bedient!“

Die gelernte Krankenschwester ging deswegen in den Außendienst eines Unternehmens, das Verbandsmaterialien und Sondenkostvertrieb. „Ich habe auch bundesweit Fortbildungen zu Pflegeprodukten gemacht, drei Jahre lang, und dann bin ich schwanger geworden. Dadurch wurde das Außendienstlerleben schwierig.“

Sie kehrte an den alten Arbeitsplatz zurück, da die Reha zwischenzeitlich einen anderen Eigentümer bekommen hatte. „Da habe ich Nachtdienste gearbeitet nach meinem ersten Kind.“ Es folgte ihre zweite Schwangerschaft. Eine neue

Wohnortnähe

Beschäftigung etwa in Koblenz, wo sie früher geschäftig hatte, wollte sie als zweifache Mutter aufgrund der Entfernung hernach nicht mehr suchen, sondern etwas in Wohnortnähe.

Sie fand die Einrichtung in Dorndorf. „Ich habe hier angerufen, gefragt, ob Nachtdienste frei seien.“ Der Anruf erfolgte an einem Freitag, bereits am Montag darauf sollte die mögliche neue Mitarbeiterin bei Birgit Jung-Stilger vorbeikommen. Gleichwohl war sie skeptisch, in einem Altenheim zu arbeiten. „Ich habe im Außendienst sehr, sehr viele Altenheime kennengelernt! Ich war in der Woche in Dutzenden Heimen, und was ich da gesehen habe, hat mich längst nicht alles glücklich gemacht“, begründet Bettina Wunderlich.

Doch beim Besuch in Dornburg fiel ihr sofort auf, dass es keinerlei üble Gerüche gab, wie es in anderen Häusern vorgekommen war. „Dann bin ich in den Speisesaal: Da saßen alle Bewohner, hatten die Haare gemacht und waren nicht von oben bis unten ‚bemeiert‘.“ Jung-Stilger fragte Wunderlich spontan, wann sie anfangen werde. Sie bedingte sich indes in Probearbeiten aus. „Anschließend habe ich gesagt: ‚Okay, ich probiere es mal.‘ Und nun bin ich schon seit 2012 hier – und ich sage jetzt: Ich will nirgends anders mehr hin!“

Nach einem Moment fügt die inzwischen zur Pflegedienstleiterin Aufgestiegene an: „Es gibt viele negative Beispiele in der Pflege. Aber es gibt auch ganz viele positive Beispiele! Hier komme ich mit einem guten Gefühl nach Hause.“ Gleichwohl sei der Wechsel vom Krankenhaus in die Altenpflege anfänglich eine gehörige Umstellung gewesen, beschreibt Bettina Wunderlich. „Ich war es im Krankenhaus gewohnt, das Leben mit aller Macht festzuhalten. Das ist hier nicht immer so...“

Aber was treibt die Anwesenden um, sich um alte Menschen zu kümmern und vielleicht ebenso manche unangenehme Tätigkeit ausführen oder eben das Sterben von Bewohnern miterleben zu müssen?

„Ich wollte eigentlich immer in Richtung IT gehen“, antwortet Sebastian Stiefel. „Aber durch den Zivildienst im Altenheim kam ich in die Pflege. Ich hätte nie gedacht, dass ich das mal beruflich mache, es war nie mein Ziel.“ Doch der Einblick als „Zivi“ hatte Stiefel so gut gefallen, dass er die IT-Pläne



Hauptbeschäftigung in der Pflege sei Kaffeetrinken, scherzt Birgit Jung-Stilger (links). Fotos: Schmalenbach

fallen ließ. „Ich habe damals eine Bewerbung geschrieben...“ Seither bringt sich Stiefel in Dorndorf ein und spricht darüber, wie viel ihm diese Aufgabe gebe.

Jasmin Schell hatte zwar von vornherein den Wunsch, im Sozialen mit Menschen zu arbeiten und nahm durch ein weiteres Praktikum gleichermaßen einen Einblick in die Arbeit im Krankenhaus. „Aber da kommen auch so viele junge

Menschen hin, sind schwer krank... Damit konnte ich nicht umgehen. Hier weiß ich, die Bewohner haben ihr Leben gelebt und sind glücklich, noch gut versorgt zu sein. Viele Leute sagen: ‚Wie kannst du da arbeiten? Da wischst du doch nur den Menschen den Hintern ab.‘ Aber es ist so viel mehr: Man ist Friseur, man pflegt, man beschäftigt sie, singt mit ihnen, ist Seelsorger, man ist vielleicht der letzte Begleiter auf dem Lebensweg.“ „Außerdem ist es total witzig, man erlebt so viele schöne Geschichten hier“, setzt Schells Kollegin Bettina Wunderlich den Gedanken fort. „Und Pflege ist Kommunikation“, findet Birgit Jung-Stilger.

Carolyn Neugebauer hatte ebenfalls zunächst die Arbeitswelt außerhalb von Pflegeeinrichtungen kennengelernt. „Ich habe eigentlich ‚alles‘ gemacht. Ich habe in Büros gearbeitet, im Autohaus, beim Anwalt. Aber es war nie das Richtige, wo mein Herz schlägt und ich merke, dass ich das für immer machen will. Damals in Köln bin ich in die häusliche Assistenz geraten. Und unerwarteterweise hat mir das so gut gefallen, dass ich gesagt habe, ich schaue mich in dem Bereich

nicht im entferntesten erwogen zu haben. „Ich wollte ja partout nicht, als ich in das elterliche Haus gegangen bin. Ich habe das wirklich nur gemacht, um meine Mutter zu unterstützen. Rückblickend betrachtet jedoch hätte ich es niemals besser treffen können!“

„Es ist kein Tag wie ein anderer. Es ist nie langweilig. Wenn ich jeden Tag das Gleiche machen müsste, das wäre ein Alptraum für mich!“, gibt Bettina Wunderlich zu bedenken, „ich bin ja froh, wenn mal etwas passiert“, lacht sie, „es ist einfach schön.“ „Die Bewohner freuen sich so, wenn man

Istanbul

kommt“, nickt Jasmin Schell zustimmend. „Richtig“, entgegnet Bettina Wunderlich, „die wollen auch gerne wissen, was sich so ereignet. Ich war jetzt zwei Wochen im Urlaub – danach hatte ich ein bisschen was zu erzählen, da mein Flug storniert wurde und ich in Istanbul festsaß...“ „Was hast du denn gemacht?“, sei die Reaktion von Bewohnern gewesen. „Ich habe am Leben der Bewohner teil, aber die haben auch an meinem Leben teil. Das ist schon toll.“

Jasmin Schell erwähnt einen weiteren Aspekt, der in ihren Augen für ihren Beruf spricht: „Es ist immer eine Möglichkeit vorhanden, zurechtzukommen. Es gibt Leute, als Beispiel, die können nicht gut mit Erbrochenem umgehen. Aber man kann sich einfach absprechen, daraufhin macht das jemand anderes. Oder wenn es einen Bewohner gibt, zu dem man nicht so einen guten Draht aufzubauen vermag, so geht eben der andere Kollege rein.“

Was allerdings ist mit den im Alter auftretenden negativen Begebenheiten wie etwa der Demenz eines Bewohners? „Ich habe das privat erlebt, ich erlebe es hier“, gibt Birgit Jung-Stilger zu bedenken. „Privat ist die Hölle. Alles, was Ihnen Betroffene erzählen, können Sie glauben, und machen Sie es noch ein bisschen schlimmer! Natürlich sind solche Situationen auch hier im Haus eine Belastung, aber man ist, anders als zu Hause, nie 24 Stunden am Stück Betroffener. Man kann abgeben, dann ist es nicht mehr so belastend.“ Jung-Stilger spricht vom „wohllosierten Umgang mit dem Gefühl“, der „nichts mit Empathie- oder Herzlosigkeit zu tun“ habe.



Jasmin Schell (rechts) geht mit einer Bewohnerin des Heimes spazieren.

Davon abgesehen müsse man einfach vieles mit Humor nehmen, hat Pflegedienstleiterin Wunderlich ausgemacht. „Manches Mal stehe ich da und jemand hat etwas angestellt. Aber dann denke ich: ‚Wenn du eine Nacht darüber geschlafen hast, lachst du morgen wieder darüber‘, obwohl dir in dem Moment zum Heulen wäre.“

Sie schildert als Beispiel jenes eines ehemaligen Metzgers im Pflegeheim, der mitten in der Nacht Bäder mit Wasser ausspritzt, „weil er denkt, er wäre in seinem alten Schlachthaus... Und du gehst auf dem Flur vorbei und wunderst dich, warum Wasser unter der Tür durchläuft! Aber der Mann kann nichts dafür, es ist seine normale Tätigkeit gewesen, ein Leben lang. Jetzt war er wieder in einem gekachelten Raum, das war für ihn klar das

Schlachthaus

Schlachthaus, das gereinigt werden musste. Dann holt man mal Luft und denkt, man hat so immerhin eine schöne Geschichte, die man bei der Ablösung dem Frühdienst erzählen kann. Dann ist der auch mal wach und lacht ein bisschen“, schmunzelt Wunderlich.



Bei aller Erfüllung im Job: Unter den besagten negativen Schlagzeilen sind doch immer auch solche gewesen, die oben- und unten von einer ausgesprochen

unattraktiven Vergütung, ja einer geradezu herabwürdigen Bezahlung handelten...

„In der Pflege verdient man inzwischen deutlich mehr, als etwa im Rettungsdienst“, sagt Birgit Jung-Stilger. „Eben hatten wir hier Schulung mit Rettungssanitätern. Vom Vertrag her: Eine Rettungskraft hat 48 Stunden in der Woche, Vollzeitkraft, sieben Jahre Berufserfahrung nach der Ausbildung und knapp 4.000 Euro brutto. In der Pflege, bei einer 36-Stunden-Woche, hat man ebenfalls 4.000 brutto; wenn ich mal ein Wochenende und eine Nacht übernehme, deutlich mehr.“ Gleichwohl sei es vor zehn Jahren noch die Hälfte gewesen, das stimme. „Die Dinge haben sich da geändert“, nickt Bettina Wunderlich.

Mit all diesen Schilderungen der seit vielen Jahren auf diesem Berufsfeld Tätigen hat „Pflege“ auf einmal einen gar nicht mehr so negativen Klang. Im Gegenteil herrscht – trotz mancher zehrender Momente, den Erfahrungen mit dem unumkehrbaren menschlichen Verfall – in den Gesprächen im Dorndorfer Haus eine betont fröhliche Stimmung. Eine, die von großer Zufriedenheit und Sinnstiftung getragen zu sein scheint.

Bettina Wunderlich sagt bei der Verabschiedung des Besuchers noch: „Fazit: Alle hier wollen in der Pflege bleiben!“

Uwe Schmalenbach

BILDUNGSMESSE: KAI-UWE GRILLT EIN WÜSTCHEN FÜR LEONIE

An der in Kooperation mit dem Netzwerk „Hessencampus Limburg-Weilburg“ veranstalteten Bildungsmesse beteiligen sich stets die drei benachbarten Limburger Berufsschulen. Die Peter-Paul-Cahensly- sowie die Adolf-Reichwein-Schule machen mit, und selbstverständlich ist die Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) alljährlich dabei. Einstellungsberater von Landes- und Bundespolizei stehen für Gespräche zu möglichen Karrierewegen bereit, lokale Handwerksbetriebe wie die Metallbaufirma des Kreishandwerksmeisters Wolfram Uhe – an dessen Stand sogar virtuell geschweißt werden kann – oder Industriebetriebe unterschiedlicher Branchen zeigen ihre Ausbildungsmöglichkeiten. Ein Star der 2025-er Austragung an der FDS jedoch ist Kai-Uwe! Er „besticht“ die Besucher allerdings auch – mit Schmackhaftem vom Grill... „Kai-Uwe“ heißt im Mo-

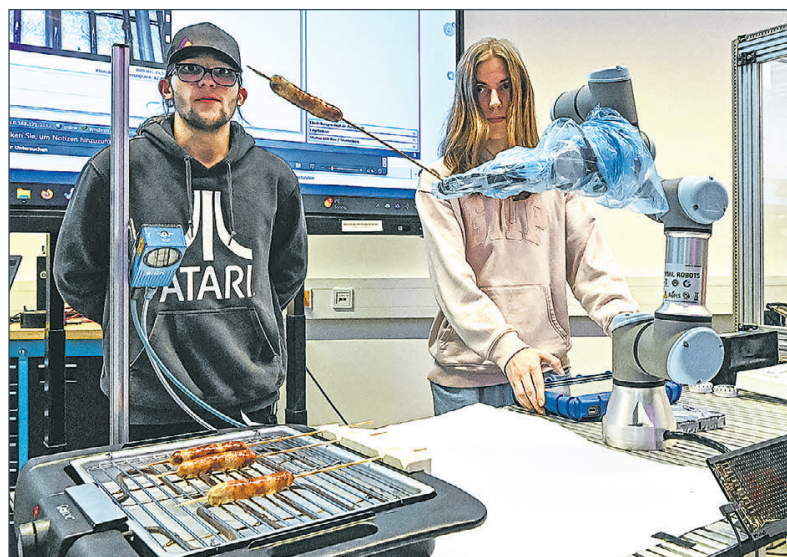
dellprogramm seines Herstellers „Universal Robots“ technisch-schlicht nur „UR3e“. Der elf Kilogramm schwere Roboter ist eine Neuanschaffung der FDS. „Wir haben den erst im September ausgepackt“, berichtet Lehrer Ralf Dickel, „und alles, was Sie hier sehen, haben wir ‚von null‘ mit den Elektronikern für Betriebstechnik an unserer Schule zusammengebaut. So, wie es später in einem Betrieb auch üblich ist.“

Die Software für die Roboter-Vorführung auf der Bildungsmesse wiederum haben Schüler aus dem Beruflichen Gymnasium (BG) mit dem Schwerpunkt Elektrotechnik beigesteuert (an dem die Ausbildung in Kooperation mit der benachbarten Peter-Paul-Cahensly-Schule stattfindet).

„Die Schüler des BG und unsere Elektroniker haben gut zusammengearbeitet“, erläutert Dickel. Das Projekt diene dazu, dass junge Menschen die

Angst vor dem verlieren, was an neuer Technologie am Arbeitsplatz auf sie zukommen wird: „Da muss man solche Technik einrichten. Maschinen-

sicherheit spielt ebenso eine große Rolle: Sobald ich den Greifer an den Roboter dranklicke, habe ich als Betrieb eine Maschine konstruiert. Und da



Lea Herborn (rechts) und Joshua Lorenz haben mitgeholfen, das Grill-Programm für den neuen UR3e zu schreiben. Es ist bereits der vierte Roboter, den die FDS in ihrem Technologiezentrum im Unterricht einsetzen kann.

muss ich eine Risikobewertung machen.“

Das Risiko, unsanft mit dem UR3e zusammenzustoßen, der auf der Bildungsmesse Würstchen für die Besucher grillt, ist recht gering: Es handelt sich um einen „CoBot“, einen kollaborativen Roboter. Dieser muss nicht mehr zwingend eingehaust werden, sondern bleibt sofort stehen, wenn er Menschen berührt.

Ralf Dickel weist darauf hin, dass die Automatisierung im Berufsleben immer wichtiger werden wird. „Und wenn dann noch KI dazu kommt: Was bedeutet das für die Arbeitswelt? Da versuchen wir, unsere Schüler dafür fit zu machen – hier beim Grill-Roboter vielleicht ein bisschen spielerisch. Aber hieran lerne ich halt Programmieren. Es geht darum, Interesse zu wecken und etwaige Ängste zu nehmen. Wir kriegen das hin – das erlebt man hier: Die Schüler haben das Pro-

gramm für Kai-Uwe innerhalb einer Woche geschrieben!“

Dieses sorgt dafür, dass die Würstchen alle 60 Sekunden gedreht werden. Eine mit dem System gekoppelte Kamera überwacht den Bräunungsgrad. Wenn ein gewisser Prozentsatz der Wurstopberfläche mit Bräune bedeckt ist, ist die Wurst für Kai-Uwe fertig und er serviert die Grillwurst, indem er sie auf einem Holzspieß in einen Styroporblock steckt. Davon lauert schon die fünfjährige Leonie: „Mama, ich hab’ Hunger!“, freut sie sich auf die nächste Portion Würstchen.

Nur: Warum heißt der UR3e „Kai-Uwe“? Ralf Dickel lacht: Um die inzwischen vier Roboter der FDS unterscheiden zu können und zu verdeutlichen, welcher gemeint ist, haben sie Namen. Der „Würstgriller“ verdanke seinen dem Hund des Reality-TV-Darstellers Detlef Steves gleichen Namens.

Bruno-Konrad Buchwald